

Göttingen und die Antike

Festrede

gehalten bei der Jahresfeier
der Georg-August-Universität
am 9. Juni 1926

von
ihrem derzeitigen Rektor
Hermann Thiersch



Göttingen

Dieterichsche Universitäts-Buchdruckerei von W. Fr. Kaestner

13734

Den drei Beschirmern der Kunst
an der Georgia Augusta von heute:

J. Theodor Valentiner,
Kurator der Universität,

Karl Brandi,
Vorsitzenden des Universitätsbundes
Göttingen,

Alfred Bertholet,
Präsidenten der Händelfestspielgemeinde
Göttingen,

in Dankbarkeit
zugeeignet

Vorwort.

Es ist nicht leicht, historischen Studien nachzugehen, während eine schwere dienstliche Bürde mit täglich drängenden Aufgaben ganz anderer Art die wissenschaftliche Tätigkeit überhaupt zurückdrängt. Dennoch habe ich der Verlockung nicht widerstehen können, der äußeren Gestaltung des Organismus nachzuspüren, mit dessen Wesen der Rektor der Georgia Augusta während seines Amtsjahres innerlich mehr und mehr verwachsen muß. Die aus dem Sekretariat benutzten Akten wurden in weitestem Maße ergänzt durch die besonders wichtigen andren Akten, welche das Archiv des Universitäts-Kuratoriums in bereitwilligster Weise zur Verfügung stellte, auch durch ein bedeutungsvolles Faszikel des Staatsarchivs zu Hannover. Für die gütige Erlaubnis zur Benutzung all dieser Dokumente spreche ich auch hier meinen aufrichtigsten Dank aus. Davon, daß dies gesamte, für die Geschichte unserer Universität wertvollste Aktenmaterial zur vorliegenden Frage hier ausgeschöpft worden sei, kann nicht die Rede sein. Ich mußte mich darauf beschränken, die wesentlichsten Punkte herauszuheben; vielleicht kann das Gebotene aber als Anregung dienen zu einer eingehenden Behandlung gelegentlich der nicht mehr allzu fernen zweiten Säkularfeier unserer Hochschule.

Immerhin ist durch die Beigabe der Belege die Ausgabe dieser Festschrift eine ungewöhnlich umfangreiche geworden. Daß dies möglich war, ja daß sie darüber hinaus sogar durch einige Tafeln nach den schönen neuen Aufnahmen des Photographen Arno Stanke hier bereichert werden konnte, wird einem besonderen Zuschuß des Herrn Kurators und der so oft bewährten Initiative unseres Universitätsbundes und seines verehrten Vorsitzenden verdankt, der außerdem das Ganze auch in das neueste Heft der Mitteilungen des Universitätsbundes aufgenommen hat.

Als während der Niederschrift dieser Seiten die Vertreter der Vergangenheit in so langer und glänzender Reihe im Geiste vorüberzogen, war es mir ein Bedürfnis und die liebe Erfüllung einer Dankspflicht, unserem in seinen Vorräumen etwas kahl gewordenen Aulagebäude einen

plastischen Schmuck zuzuführen, der uns Nachfahren hinfort wieder mehr, als es zulezt der Fall war, mit denen verbinden soll, die uns in ihrem Wirken mit hohem Vorbild vorangegangen sind. Selbst das geistigste Band kann durch Anschauung noch verstärkt werden. So sind im Einvernehmen mit Herrn Prof. Dr. Sick eine Anzahl von Gipsbüsten früherer Göttinger Dozenten, die mehr oder weniger verloren in dem Magazin unserer Universitäts-Bibliothek gestanden haben, jetzt in unser Aula-gebäude herübergewandert, wo das gegenwärtige corpus professorum dieser ihrer Vorgänger öfter und nachhaltiger ansichtig werden kann als dort. Aber auch drüben in der Bibliothek selbst grüßen uns jetzt die Zeugen der Vergangenheit schon oben an der Treppe und im hohen historischen Kirchensaal unmittelbarer und gesammelter als bisher. Das ist gewiß im Sinne derer, die diese Räume uns geschenkt haben, Henne's und Otfried Müllers; besonders des letzteren, dessen edler Freund Friedrich Lücke seine schönen, den Brüdern Grimm gewidmeten Erinnerungen an den zu früh Dahingegangenen mit froher Zuversicht für das weitere Gedeihen unserer Georgia Augusta mit den Worten schließt:

„Die Bilder ihrer großen Vergangenheit, eine lange Reihe edler Ahnen, gleichsam fürbittender Geister, werden dem alten adligen Hause gegenwärtig und hold bleiben und ihm mit dem alten Glauben und der vorhandenen Kraft neuen Mut und Zuversicht geben!“

Möchten die im Atrium unserer Universität neu aufgestellten imagines maiorum uns allen diesen hohen Dienst zu erweisen nimmer aufhören!

Göttingen, den 18. August 1926.

H. Thiersch.

Hochansehnliche Festversammlung!

Wenn das für die Jahresfeier unserer Universität übliche Herkommen dem Rektor Gelegenheit gibt, einer festlich großen Corona aus seinem Fachgebiet eine Darlegung zu bieten, so kann es vorkommen, daß sich für ihn in der Natur dieses seines Faches liegende Schwierigkeiten ergeben, welche ihn veranlassen, einen unerwarteten Weg einzuschlagen. Dies ist bei mir der Fall. Kern und Seele meines Arbeitsgebietes, des Gebietes der Kunst des klassischen Altertums, ist, wie in der gesamten Kunstwissenschaft: Anschauung, vergleichende Anschauung der Bildwerke selbst. Eine solche Anschauung, wie sie zu dieser Welt der Kunst gehört, heute hier einzuflechten, ist aus äußeren Gründen nicht zugänglich. Darum habe ich mir als Gegenstand der Betrachtung etwas gewählt, was wir hier alle jetzt groß und eindrucksvoll vor Augen haben, und an dessen harmonisch-festlicher Schönheit wir uns stets aufs Neue erheben, wenn wir hier bei feierlichen Anlässen unseres akademischen Lebens zusammen kommen. Das ist unsere Aula hier, es sind die geschichtlichen Voraussetzungen und die künstlerische Gestaltung dieses edlen Festsaales, die Entstehung des Aulagebäudes¹⁾, dessen Formen ohne das Vorbild des klassischen Griechentums und ohne dessen begeistertes Studium gar nicht zu denken sind.

Wie war es, als vor nun 89 Jahren der Vertreter der klassischen Archäologie²⁾ als professor eloquentiae die feierliche lateinische Weisheitsrede hier hielt, und unter der illustren Festversammlung, die sich zur Begehung der Hundertjahrfeier am 19. September 1837 aus allen Teilen Deutschlands in diesem Saale versammelt, allen voran und jubelnd begrüßt Alexander von Humboldt erschienen war? Was ging voraus? Und wie war man gerade auf diese klassische Gestaltung der Räumlichkeit gekommen? Wäre nicht auch die Erbauung einer gotischen Halle möglich gewesen? Eben damals, als die Romantik mächtig aufblühte, als von England her der gotische Baustil, von keinem Barok oder Rokoko dort überlagert und erdrückt, auch bei uns wieder aufzuleben begann? Ge-

rade im Hannoverſchen Lande, das mit England unmittelbarer verbunden war als irgend ein anderer Teil Deutschlands, und gerade in Göttingen, von dem Führer und Häupter der jungen Romantik wie Wackenroder³⁾ und Tieck⁴⁾ ausgegangen waren, und wo eben jezt an der Univerſität die Pflege des vaterländiſchen Mittelalters durch Männer wie die beiden Grimm einzigartig vertreten war! Es exiſtieren noch die Entwürfe Friedrich Schinkels aus genau denſelben Jahren für einen Neubau der Univerſität Halle, in denen nach des großen Architekten und ſeines königlichen Herrn ſehulichſtem Wunſche der mittelalterliche Reiz der alten Moritzburg dort in einer etwas angliſierenden Gotik zu neuem Leben hätte erweckt werden ſollen⁵⁾. Wäre ein ſolch romantiſcher Plan nicht auch in Göttingen denkbar geweſen? In Göttingen, wo man ſich ſchon vor einem halben Jahrhundert im „Hain“ bewußt dem Parnaß der Antike entgegengestellt, im Hainbund, der unter Klopſtocks Vorſpann deutſchen Geſchmack, deutſche Dichtung, deutſche Würde als höchſtes Ziel nur kannte, in deſſen Mitte das ſingbare deutſche Lied neu entſprang und leiſe die wiſſenſchaftlich bedeutsamſte Frucht der Romantik, die Beſchäftigung mit deutſcher Sprache und deutſcher Vergangenheit ſich vorbereitet hatte⁶⁾. Warum kam es in Göttingen doch anders? — wie übrigens ſchließlich auch in Halle⁷⁾. Warum wuchs damals alles ſo klaſſiſch, antikiſch ſo helleniſch um uns her?

Um dies zu erklären, muß ich weiter ausholen. Ich muß hinaufgreifen bis zu den Anfängen unſerer alma mater und aufzeigen, wie die Richtung auf das Altertum und gerade auf ſeine bildende Kunſt neben den ſprachgeſchichtlichen, ſtaatswiſſenſchaftlichen und naturwiſſenſchaftlichen Studien hier einer der vier großen Ströme geweſen iſt, welche das wiſſenſchaftliche Paradies an der Leine von Anfang an mit kräftigem Wellenſchlag durchflutet und bewäſſert haben; ja, wie gerade von der Pflege dieſer Diſziplin, dem Studium des Altertums, für Göttingen ein beſonderer Glanz ausgegangen iſt.

Dabei muß ich reden nicht nur von den akademiſchen Lehrern der Archäologie, die um ihren Katheder Scharen junger Edelleute verſammelten und in ihren Studierſtuben forſchten mit jenem ſeltenen, bald ſprichwörtlich werdenden Göttinger Fleiß, der zu Münchhausens, des geiſtigen Vaters unſerer Georgia Augusta, hohen Befriedigung bald den von Halle noch übertreffen ſollte, — ich muß auch ſprechen von den akademiſchen Architekten, denen die Errichtung unſerer Univerſitätsbauten anvertraut war und zwar lange Zeit (bis 1825) ſo, daß ſie zugleich über ihr Kunſtgebiet auch Vorleſungen zu halten hatten.

Dies war der Fall gleich bei dem erſten Oberbauinſpektor, den die

Universität besaß, und der zugleich als ordentlicher Professor für angewandte Mathematik und Baukunst von 1736—1749 der Philosophischen Fakultät angehörte: Johann Friedrich Penther⁸⁾. Er vertritt noch ganz den Stil der alten Ritterakademien, an deren einer, in Liegnitz, er in jungen Jahren Hofmeister des Grafen Haugwitz gewesen war; eben darum aber gerade als Lehrer der schönen Künste für die jugendliche Aristokratie, die man so gerne an der Georgia Augusta sah, besonders willkommen. Mit der servilen Devotion etwa eines Hoffschneiders breitet er in seinen dem Prinzen von Wales gewidmeten Schriften sein Wissen und Können aus.

Wie fortschrittlich aber dieser Mann für seine Zeit gesinnt war, wie früh und klar ausgesprochen sich schon der Klassizismus bei ihm findet — allerdings nach französischem Vorgang (François Blondel in Paris)⁹⁾ und dem von Krubsacius in Dresden, konstatiert man mit Verwunderung, wenn man im dritten Teile¹⁰⁾ seiner umfangreichen „Anleitung zur bürgerlichen Baukunst“ 1746, also schon neun Jahre bevor Winkelmanns erster Posaunenstoß von Dresden aus erscholl mit der weithin hörbaren Verwerfung von Michelangelos „Auschweifungen“, von Borrominis „Verderbnis“, von Berninis „frecher Franchezza“, — wenn man bei Penther Ausführungen wie folgende liest:

„Gewisse preiswürdige Italiener suchten aus den überbliebenen Brocken der Baukunst, aus den Ruinen des ehemals prächtigen Rom von neuem den Grund zu einer reinen Architektur zu legen. Man ging dann damit um, wie mit einer wiedergefundenen Sache: man machte sich viel Werks daraus. Es wurde nicht nur in Italien wieder regelmäßig gebaut, sondern andere polierte Nationen folgten der Italiener Beispiel auch nach. . . Es scheint aber doch fast, daß der Periodus einer echten, reinen, begründeten Architektur wieder zu Ende gehen soll, da man lieber einen Libertinismus einführen und mit allerhand Grotteskerieen sich begnügen will, die jeder am besten zu machen glaubt, je bizarrer sie rauskommen. — Gehen wir mit unseren Augen des Gemüts in das ansehnliche Griechenland und in das ehemalg prächtige Rom, so werden wie dasjenige, womit sie ihren größten Staat im Bauen machten, d. i. ihr erstaunendes Säulenwerk nicht so in Harlekinspuß eingekleidet treffen, wie wir jezt oftmals mit dem Hauptgestelle unserer Bauwerke vorgenommen sehen. Ihr majestätisches Wesen mußte in völliger natürlicher Gestalt erscheinen und keine Masken vorhaben.“

„Es fragt sich aber, wenn wir griechisch-römisch bauen wollen, wer unser Anführer sein soll?“ Dazu bietet Penther sich denn selbst an, im Anschluß an die (schon im 2. Teile aufgeführte) lange Reihe der klassi-

zistifchen Architekturschriftsteller, von Dignola und Palladio an bis zu Blondel, zu Goldmann und Sturmius, seinen unmittelbaren schlesischen Vorgängern. Penther schließt mit der Anpreisung: „Ich habe denn aus der vorherührten Autorum Entwürfen das Beste rausgeklaut“¹¹⁾.

Während Penther in Göttingen also lehrte, schrieb und dementsprechende Ehrenpforten¹²⁾ für den hohen Besuch Georgs II. entwarf, stand, schon 1734 berufen, also vom ersten Anfang der neugegründeten Universität an, Johann Matthias Gesner¹³⁾ an der Wiege der hiesigen klassischen Philologie. Zu seinem Charisma gehörte nicht nur die tüchtige Sachlichkeit, sondern auch die liebenswürdige Anmut seiner mittelfränkischen Heimat. Wir verehren in Gesner nicht nur einen seit seiner gründlichen Reform der Thomasschule in Leipzig um die Hebung unsrer Gymnasien hochverdienten Schulorganisator, nicht nur den eminent anregenden Begründer unsres Göttinger philologischen Seminars, des ersten in Deutschland, sowie der hiesigen Deutschen Gesellschaft — zur Pflege der über dem gelehrten Latein bis dahin so vernachlässigten Muttersprache — und der Bibliothek hier, nicht nur den ersten Sekretär und Direktor unserer Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, sondern vor allem den Wiedererwecker der griechischen Studien in Deutschland. Er ist auch der Festredner der feierlichen Inauguration der Universität von 1737 und der Verfasser feiner, geschmackvoller Autorenkommentare. Neben klassischer Literatur und Altertümern las er als erster auch schon etwas Kunstarchäologie. Von seinem Gebiet des klassischen Altertums aus hat er auf den Bahnen der großen Holländer wandelnd und außerordentlich rasch und leicht arbeitend ganz wesentlich dazu beigetragen, den historisch und antispekulativ gefärbten Grundakkord der Göttinger Weise von Anfang an entscheidend zu bestimmen und zugleich durch eben seinen aufs Künstlerische gerichteten, auch der Musik¹⁴⁾ stets offenen Sinn, durch die Weite seiner reichen Bildung es dahingebracht, „daß Göttingen etwas anderes wurde als die älteren deutschen Universitäten. Selbst Halle und Leipzig kamen nicht dagegen auf.“ So umreißt v. Wilamowitz¹⁵⁾ Gesners Charakteristik.

Auch in der Philologisch-Historischen Klasse unserer Sozietät ward schon durch Gesner die Archäologie mit in den Mittelpunkt gestellt. Seine ersten, in den dortigen commentationes veröffentlichten Abhandlungen¹⁶⁾ behandeln griechische Inschriftensteine, welche hessische Soldaten im Dienste Venedigs von der Eroberung Athens 1687 mitgebracht hatten: Siegerlisten von Ruderregatten, welche die attische Jugend zur Feier des Nationaltages von Salamis noch nach Jahrhunderten dort abhielt, und Votivreliefs der von den Türken damals wieder befreiten Akropolis.

„Was sucht man außerhalb des Vaterlandes, was das Vaterland selber darbietet? Er ist nach meiner und des großen Hemsterhuns Meinung der Einzige, der Gesners Verlust ersetzen kann. In diesem Manne ist — man glaube mir! — ein solcher Reichtum des Genies und der Gelehrsamkeit, daß bald das ganze Europa seines Ruhmes voll sein wird“¹⁷⁾. So weisagte 1762 Ruhnken in Leiden, und Münchhausen in Hannover, der sich Zeit ließ, um die 1761 erledigte Stelle möglichst gut wieder zu besetzen, der stets auf der Lauer lag nach hervorragend fähigen jungen Köpfen¹⁸⁾, glaubte dem kühn prophezeienden Manne und berief aus bitterster Not und Jahren der größten Entbehrungen Christian Gottlieb Heyne nach Göttingen. Der kam buchstäblich aus großer Trübsal, aber Gold, in Feuer geläutert¹⁹⁾.

Des Ministers Vertrauen wurde glänzend belohnt. Heyne ist neben Albrecht von Haller die größte Acquisition gewesen, welche der weise Kurator, er, „der die Musen an die Leine winkte“²⁰⁾, seiner Georgia Augusta jemals zugebracht hat. Heyne, der blutarme Leinweberssohn aus Chemnitz, wuchs in Göttingen zu einem Praeceptor Germaniae²¹⁾ und wirklich zu einer europäischen Größe empor, zu etwas wie einem lebenslänglichen, zweiten und sehr wichtigen Kurator an Ort und Stelle. Nicht leicht wurde in Hannover, weder von Münchhausen, noch von den beiden ihm folgenden ausgezeichneten Männern, von Brandes Vater und Sohn²²⁾, eine Berufung oder irgend etwas von Bedeutung für die Landesuniversität unternommen oder ausgeführt ohne Heynes klugen Rat, ohne Heynes praktische Hand²³⁾. Rasch hatte Heyne, zum Lehren wie zum Dirigieren geboren, sich das allgemeine Vertrauen erworben. Und er blieb Göttingen treu bis ans Ende, ein halbes Jahrhundert hindurch bei bescheidensten Ansprüchen. Weder das Doppelte seines hiesigen Einkommens, das Friedrich der Große²⁴⁾, noch das Vierfache, das Kopenhagen²⁵⁾ ihm bot mit dem Anerbieten, die Leitung des Schulwesens von ganz Dänemark zu übernehmen, konnten ihn schwankend machen in seiner Treue. Die hohe Blüte der Georgia Augusta gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts, welche am Ende des siebenjährigen Krieges nach Münchhausens Ausspruch fast „einer ganz neuen Creation“²⁶⁾ bedurft hatte, wird in erster Linie Heyne verdankt. In allen Punkten ging seine Bedeutung und Wirksamkeit ein wesentliches Stück über Gesner hinaus: in der weitausgreifenden Reform der hannoverschen Gymnasien²⁷⁾, in der meisterhaften Leitung und Verwaltung der Bibliothek²⁸⁾, die dank seiner väterlichen Fürsorge nicht nur enorm vermehrt, sondern auch zu der am meisten gebrauchten und liberalsten benutzten in ganz Deutschland geworden war; in der Fruchtbarkeit wissenschaftlicher Forschung,

in der geschickten Führung der Sozietät²⁹⁾, in der Wissensfülle, anregenden Frische und lebendigen Wärme seiner Lehre³⁰⁾, in der geistigen Erlesenheit seines weiten, Tausende aller Stände umfassenden Zuhörerkreises³¹⁾, vor allem in der Tiefe seiner historischen Grundrichtung, welche wieder dem Gesamtkurs der Georgia Augusta aufs Nachhaltigste zugute kam.

Und dieser „first genius of Goettingen“, wie ein Engländer über ihn nach Hause berichtete³²⁾, und dessen Korrespondenz das ganze wissenschaftliche Europa umspannte³³⁾, war ein Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft. Bisher hatte es fast nur sprachliche oder antiquarische Studien gegeben, eine ganz andere Ansicht des Altertums hatte Heyne von Anfang an gefaßt. Noch mehr als bei Gesner, ging das Altertumsstudium bei ihm von den Dichtern aus. „Studium der Dichter im weitesten Sinne und alles, was damit zusammenhing, blieb ihm immer das Vorherrschende. Dazu trieb ihn sein eigener Genius“³⁴⁾. Die Schönheiten der dichterischen Werke herauszuheben, von Textkritik unbeschwert, drängte es ihn aus dem Innersten. „Die daraus sich ergebende Behandlung des Altertums mußte dem ganzen Studium desselben einen neuen Reiz und einen neuen Schwung geben. Heyne sah es von der schönsten und doch zugleich von seiner wahrsten Seite an; denn die Griechen sind ein durch und durch künstlerisches und poetisches Volk. Kein Wunder, wenn Heyne dadurch sofort die edelsten Gemüter in Anspruch nahm. Auf diese Weise war es möglich, die Altertumskunde und die klassische Literatur aus dem Schulstaube zu erheben und sie in die Kreise der gebildeten Welt einzuführen. Auf diese Weise war es auch möglich, ihr jene allgemeine Achtung und Aufmerksamkeit zu verschaffen, deren sie vorher ermangelte und durch welche allein das Studium aufrecht erhalten werden kann“³⁵⁾. „Wir verdanken es Heyne“, so faßt sein Biograph und Schwiegersohn Heeren seine Würdigung zusammen, „daß solch weiter und hoher Kreis diesen Studien eröffnet ist“³⁶⁾. Solchen Ruhm habe er mit niemandem als mit Winkelmann zu teilen. Von Winkelmann übernahm es Heyne, was er von keinem seiner Leipziger Lehrer hatte lernen können, weder von Ernesti noch von Christ: die Kunstwerke als Kunstwerke zu erklären³⁷⁾.

Auf Heynes Vorschlag war Winkelmann 1764 zum Mitglied der Göttinger Wissenschaften gewählt worden, ja in Hannover war man schon mit dem Plane umgegangen, Winkelmann nach Göttingen zu berufen. Ein Briefwechsel zwischen dem vatikanischen Antikenvorsteher, Brandes und dem Grafen Wallmoden, hatte sich angebahnt³⁸⁾. Bald aber schrieb Heyne dem großen Toten die als Preischrift der

Casseler Akademie 1778 erschienene Lobrede. Darin, wie in seinen Vorlesungen, welche nun der Kanal wurden, durch den sich Winkelmanns Ergebnisse, Winkelmanns Geist und Betrachtungsweise in das deutsche Universitätsstudium ergossen³⁹), war Henne bemüht, Winkelmann nach der kritischen, philologisch-historischen Seite hin zu ergänzen und zu festigen. Seine eigenen Grenzen kannte er sehr wohl. Hatte er selber doch z. B. gar kein Verhältnis zur Architektur und niemals den Süden oder antike Originalskulpturen gesehen. „Ich besitze weder Kräfte noch Kenntnisse noch Muße genug, um ein Ganzes, wovon mir zuweilen ein dunkles Bild vorschwebt, auszuarbeiten. Ich muß mich begnügen, einzelne Gedanken und Anmerkungen mitzuteilen“, sagt er bescheiden von sich selbst⁴⁰). Dabei waren aber alle gepackt von der Lebendigkeit, mit der er die Auswahl von Abgüssen nach antiken Statuen erläuterte, welche er da und dort in der Bibliothek in geschmackvoller Weise hatte aufstellen lassen⁴¹). Welche Früchte diese Anregungen brachten, zeigen allein schon Zoëga, der geniale Däne⁴²), und Ludwig, der nachmalige König von Bayern. Zoëga gab das in Göttingen Empfangene und Geklärte weiter in Rom, Ludwig I. tränkte später sein ganzes Land damit.

Und was haben nicht allein schon Hennes Vorlesungen über Homer gewirkt! Ohne diese hätten wir weder August Wolfs tertgeschichtlich tiefbohrende „Prolegomena“ noch Vossens klassische Übersetzung der Ilias und Odyssee (1777—97), durch welche Homer in Deutschland auf einmal wie ein Dichter des eigenen Volkes Nationalgut wurde. Zu Hennes Süßen haben damals auch die Brüder Humboldt und die Brüder Schlegel gegessen, deren einen, August Wilhelm, er von der Theologie, den andern, Friedrich, vom Studium der Rechte herüberzog zur alten Kunst, auch der feinen Kunst künstlerischer Übersetzungen. August Wilhelm Schlegels verdeutschter Shakespeare, der dann entstand, bedeutet wohl noch mehr, als Vossens Homer. Dem armen, totkranken Hölderlin aus Hannover endlich war Henne väterlicher Beistand nicht nur in den letzten großen materiellen Nöten⁴³).

Was man Henne speziell an Kunsturteil zutraute, zeigt der schon 1767 an ihn ergangene Ruf, Direktor der Kunstsammlungen in Cassel zu werden⁴⁴). Wie er mit dem ihm erreichbaren Künstlern, mit Fiorillo⁴⁵) in Göttingen, mit Joh. H. Tischbein aus Cassel⁴⁶), in langem Zusammenarbeiten bemüht war, die zeitgenössische Malerei zur Verherrlichung der Antike heranzuziehen, das bezeugen seine Prachtausgaben des Vergil und des Homer, von denen lorbeerumkränzte Exemplare auf schwarzen

Atlastafeln im langen Trauerzuge durch die Alleestraße feierlich getragen ihm 1812 mit das letzte Geleite gaben⁴⁷⁾.

Wie stark endlich in Hennes sämtlichen Bestrebungen und Arbeiten der historische Sinn lebendig war — die vorzügliche Übersetzung der englischen Weltgeschichte von Guthrie und Gren⁴⁸⁾ hätte er sonst wohl kaum übernommen —, konnte ganz am Ende seines Wirkens noch einmal allen zum Bewußtsein kommen. Henne durfte es noch erleben, daß der große Umbau der unter ihm ungeheuer angewachsenen Bibliothek, die Umgestaltung der Paulinerkirche, fertig wurde, die bis dahin als Universitätskirche und festliche Aula zugleich gedient hatte⁴⁹⁾. Die ganze obere Hälfte der Kirche wurde, auf Hennes Vorschlag hin, für das Fach der Geschichte bestimmt als das in Göttingen am stärksten besetzte. „So wurde hier der Wissenschaft ein Heiligtum eröffnet, als es auf keiner anderen Bibliothek geschehen ist, und wenn die Dervollkommnung der historischen und der damit zusammenhängenden Studien immer als ein Hauptzweck von Göttingen betrachtet wurde, so spricht sich dieser vorherrschende Charakter auch in diesem der Clio geweihten Tempel aus“. (Heeren)⁵⁰⁾ Der neue Saal ward rasch voll, ohne daß leere Partien in den übrigen Räumen bemerkbar wurden. Hennes allerletzter Besuch von seinem nahen Hause aus galt der Besichtigung der neuen Einrichtung; ein Leuchten der Verklärung lag noch abends auf den Zügen des Greises⁵¹⁾.

Meine Damen und Herren! Schon um Hennes willen, dieses getreuen Eckehard unserer Bibliothek, dem wir Spätgeborenen alle auch den größten Dank hier schulden, müssen wir den feierlich schönen Saal drüben mit dem hellen Licht hochhalten alle Zeit! Wir sollten und wollen den dort gemachten Anfang einer historischen Ehrenhalle weiter ausbauen und in ihren Mittelpunkt⁵²⁾ stellen: Hennes Büste!

Dieser ehrwürdige Alte ist es auch gewesen, aus Respekt vor welchem und vor dem, was er aus Göttingen gemacht hat, selbst Napoleon sich in Schranken halten ließ⁵³⁾. Bonaparte läßt Henne antworten: »Le premier Consul sait apprecier le service que l'université de Göttingen a rendu aux lettres et aux arts . . . L'armée française accordera une protection speciale à vos établissements«⁵⁴⁾. Die Stadt blieb tatsächlich, wie eine Oase in ringsum besetztem Gebiet, die ganzen dreieinhalb Jahre bis zum Einrücken der Preußen völlig frei von französischer Besatzung. Dafür füllte sie sich gleichzeitig mit einer Menge ausländischer Studierender und Offiziere, welche die Gelegenheit gerne wahrnahmen, aus dem friedlichen Born der Wissenschaften hier zu schöpfen⁵⁵⁾. Auch noch in der westphälischen Zeit stellte Hennes Per-

fönlichkeit einen wahren Schirm für die Georgia Augusta dar. Seine alten Beziehungen zu dem neuen Generalstudiendirektor in Cassel, Johannes von Müller, ermöglichten es ihm, die drohende Degradierung der Göttinger Universität zu einem gewöhnlichen französischen collège zu verhindern⁵⁶).

Es folgte die unruhige Zeit der Endkämpfe des großen Befreiungskrieges. Erst nach und nach konnte man daran denken, Heynes Stelle wieder zu besetzen. Es geschah 1816 durch einen ihm geistig zum Teil verwandten, teils aber auch von ihm unterschiedenen Mann: Friedrich Gottlob Welcker⁵⁷) aus Oberhessen. Der kam wie ein junger Adler mit weit ausgespannten Schwingen und nur zu kurzer Rast. Er kannte, als er von Gießen herüberzog, schon den Süden, er kannte auch die großen Künstler dort; ja mehr, er war Freund der beiden größten Geistesheroen der Zeit, Goethes und Humboldts, geliebt von diesen in seiner geistigen Tiefe, seiner seltenen Spannweite, seinem seherischen Fernblick. Theologe von Haus aus, aber zum Philologen und Philosophen hinneigend, in Rom zwei Jahre lang Hauslehrer bei Wilhelm von Humboldts, befreundet mit Thorvaldsen, Zoëga und Rauch, hatte er auch Neapel, Pompeji, Paestum und Sizilien, Weimar und Kopenhagen gesehen und schon in Gießen eine Professur für „Griechische Literatur und Archäologie“ gehabt. Schon sehr frühe hatte seinem weitaus greifenden Geiste ein umfassendes Werk über Religion, Poesie und Kunst der Griechen vorgeschwebt, von den Ursprüngen an bis zur Höhe ihrer Entwicklung. Dementsprechend las er auch „in einem wahren Sturm scharfer Arbeit“ während seiner kaum dreijährigen Wirksamkeit hier in Göttingen, wo er Zoëgas Leben niederschrieb und auch eine eigene Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst⁵⁸) herauszugeben begann. Doch sagte ihm die strenge Zweckmäßigkeit und der meist trockene, immense Fleiß der Göttinger Atmosphäre wenig zu. Das Lernen sei in Göttingen so vor dem Leben, bei Professoren und Studenten, wie vielleicht nirgends sonst, und „die Studenten gingen einen Professor an wie einen Elefanten, dem man einen Dreier reicht“⁵⁹). Erst drüben am Rhein, in Bonn, entfaltet Welcker seine ganze Größe und Fruchtbarkeit, die am liebsten den mythologischen und religionsgeschichtlichen Fragen des Altertums sich zuwandte. Es sind Briefe an ihn, in denen Wilhelm von Humboldt sich am innigsten zu der Höhe des antiken Ideals bekennt⁶⁰).

„Es mag wohl sein, daß die Griechen viel von anderen angenommen haben, aber noch viel gewisser ist es, daß sie jedes, was sie nahmen,

zu etwas anderem machten, und daß es nun erst Würde, Größe, Schönheit erhielt“⁶¹⁾. . . . „Ich hoffe, Gelegenheit zu finden, es einmal recht ordentlich zu sagen, daß die griechische Sprache und das griechische Altertum das Vorzüglichste bleiben, was je der menschliche Geist hervorgebracht hat. Das wird immer mein Glaubensbekenntnis sein. Lassen Sie es sich also nicht leid sein, lieber Welcker, vorzugsweise im Griechischen zu leben und zu weben“⁶²⁾. Auch das Wort Humboldts, daß selbst im Momente des Todes nichts so sehr ihn zu stärken und zu trösten vermöchte wie einige Verse Homers — und wären sie aus dem Schiffs-katalog!⁶³⁾ — steht in einem eben jener Briefe an Welcker, der auch einmal Göttinger gewesen ist.

Durch Welckers Abgang nach Bonn war der Lehrstuhl der Archäologie rasch wieder verwaist. Der Versuch, einen unmittelbaren Schüler Hennes, Friedrich Thiersch in München zu berufen, scheiterte⁶⁴⁾. Den ließ das bayerische Königshaus und der große Wirkungskreis, der sich ihm in Bayern aufgetan, nicht mehr los. So ward noch 1819 auf Empfehlung von August Boeckh, seinem Lehrer in Berlin, hin 22jährig Karl Otfried Müller aus Brieg berufen, der jüngste unter den Jüngeren nun in Göttingen, „durchaus neu und frisch mit lauter, rüstiger Kraft und den entschiedensten Anfängen zu reichster Entwicklung“⁶⁵⁾, so jugendlich noch, daß seine Geschwister im schlesischen Pfarrhaus, wenn er in den Ferien die Heimat besuchte, behaupteten, der Professor sei noch ein Stück gewachsen⁶⁶⁾.

„Ich habe es von Auswärtigen oft rühmen hören“, sagt sein Freund Lücke in seinen Lebenserinnerungen an ihn“⁶⁷⁾, daß über Göttingen bei den Berufungen ein besonderer Glücksstern gewaltet habe. Und in Wahrheit, als wenn des großen Münchhausen glücklicher Genius von seiner Stiftung nicht lassen könnte, traf und rief man meist, selbst in unglücklicher Zeit, glücklich die rechten Leute zur rechten Zeit“. Ein glücklich geborener Geist, eine sonnige Natur, mit seltener Verschmelzung eines klaren, scharfen und feinen Verstandes und lebhafter künstlerischer Empfindung, kam Otfried Müller mit dem ganzen Segen, den Gott auf sein Leben gelegt, zur rechten Zeit hierher in die neue Pflanzung. „Die Georgia Augusta stand, gerade in der Zeit mehr besucht als je, wie ein grüner Wald voll alter heiliger Eichen noch in der Pracht des alten Ruhmes aus Hennes Zeit. Mit ihm, O. Müller, fängt, das sagen wir wohl alle ohne Neid, das neue Göttingen an, mitten im ehrwürdigen old England.“

Durch die Lektüre von Niebuhrs römischer Geschichte schon in den ersten Breslauer Semestern zu dem in ihm schlummernden Historiker

erweckt, durch August Boeckh⁶⁸⁾ in Berlin dann bewußt dazu geschult und erzogen, lenkte Otfried Müller in Göttingen mit vollen Segeln und in Humboldts universal aufs Ganze gerichtetem Sinne ein in die Gesamterfassung der griechischen Antike als einer großen geistigen Einheit, auf eine geistige Wiederherstellung des gesamten antiken Lebens, eine volle Vergegenwärtigung des einst dort Gewesenen ausgehend; der rechte Erbe darin Hennes und Welckers. Auch ihm standen Wissenschaft, Poesie und bildende Kunst der Antike gleich hoch. Er wollte den Wunderbaum der alten Kultur als eine Totalität erfaßt wissen. Eine Gesamtgeschichte des griechischen Volkes zu schreiben nach all seinen Stämmen und Perioden schwebte ihm als höchstes Lebensziel vor. Alles, was er im Druck hat erscheinen lassen, sollte nur Vorarbeit sein für diesen krönenden Abschluß. Die letzte große Reise nach dem Süden, zum ersten Mal nach Italien und Griechenland, dessen Befreiung vom türkischen Joch auch er mit Begeisterung verfolgt hatte⁶⁹⁾, gehört in diesem Sinne zu seiner Lebensvollendung⁷⁰⁾. Er wollte sich dort, an Ort und Stelle, gleichsam die rechte Weihe geben zu diesem Hauptwerke, zu dem er seit zwei Jahrzehnten aufs Zweckvollste alles vorbereitet hatte. Länger könne er nicht säumen, schrieb er damals an das Ministerium, der Stand seiner Arbeiten fordere jetzt diese Reise, seine Stunde sei gekommen⁷¹⁾. So lebte er, wie der Sprecher der Universität Athen nur zu bald darauf an seinem Grabe es aussprach, schon im hyperboräischen Deutschland innerhalb Hellas und atmete da schon hellenische Luft⁷²⁾. Vom ersten Tage seiner Ankunft an erschien ihm in Athen alles längst vertraut und bekannt, „durchsichtig“, schreibt er, „wie die attische Luft“⁷³⁾. Niemand ahnte, daß er so früh eben in diese hellenische Erde gebettet werden sollte. Noch seine letzten Sieberphantasien, die ihm der tödliche Sonnenstich in Delphi gebracht, zauberten ihm hohe Tempel und herrliche Landschaften voll südlicher Schönheit vor die brennenden Augen⁷⁴⁾.

Müllers Großtat aber im besonderen war, früh erkannt zu haben — v. Wilamowitz⁷⁵⁾ hat es am klarsten formuliert —, daß die Griechen kein einheitliches Volk waren, sondern aus sehr verschiedenen begabten Stämmen zusammengewachsen, und diese Tatsache in Geschichte, Sage, Glaube und Kunst nachzuweisen. Er habe dadurch die Basis für den Bau der griechischen Geschichte gegeben, die niemand umstürzen wird. Zur Herausarbeitung der jonischen und attischen Charaktere ist er nicht mehr gekommen. Umso mehr zu beklagen, als er in dem fraulich Zarten seines eigenen Naturells, welches ebenso dasjenige des jonischen Stammes ist, ganz besonders dazu geeignet gewesen wäre⁷⁶⁾. Aber in seinen „Doriern“ hat er den innersten Kern dieses gesündesten, kräftigsten,

reinste und hellenischste aller Griechenstämme in einer heute noch nicht übertroffenen Weise erfaßt und in Sätzen von unvergänglicher Schönheit umschrieben. Hier fand er ja auch wieder eben jenes Streben nach Einheit im Ganzen, das ihn selbst und alle die hohen Träger des klassizistischen Humanismus bis hinauf zu Humboldt und Goethe als höchstes Ziel erfüllte. „Nichts Einzelnes soll für sich sein wollen, sondern alles im Ganzen sein Ziel und Maß finden; jeder soll genau innerhalb der Schranken bleiben, die ihm die höhere Ordnung des Ganzen vorgeschrieben hat. Überall Abstufung, nirgends unabhängige Gleichheit!“⁷⁷⁾.

Das erste, wodurch Otfried Müller sich auf dem Wege zu seiner Professur in Göttingen vorbereitete, war ein genaues, durch die Bekanntschaft mit L. Schorn, den er dort traf, beglückendes Studium der damals in Deutschland immer noch ersten Antiken- und Abgußsammlung in Dresden; denn noch gab es damals kein Berliner Museum und keine Münchener Glyptothek. Seine Göttinger Ferien verwendete Otfried Müller ganz systematisch zu ausgehnten Reisen, um die Museen der Rheinlande, Münchens, Wiens, Berlins, Kopenhagens, Hollands, Englands und Frankreichs kennen zu lernen⁷⁸⁾. Da er dabei überall bemüht war, nicht nur die großen staatlichen Museen, sondern auch die kleineren Privatsammlungen kennen zu lernen und sich über alles Gesehene genaue Notizen machte, so hat er vermutlich zuletzt über eine überragende Denkmälerkenntnis verfügt, wie sie archäologisch in entsprechendem Ausmaß erst Adolf Surtwängler ein halbes Jahrhundert später wieder erreichen sollte.

Die Vorlesungen über die bildende Kunst der Alten standen Otfried Müller im Mittelpunkt seiner über Grammatik, Literatur, Mythologie und Geschichte stets gleichmäßig sich ausbreitenden Kollegien. Gleich seine erste Vorlesung hier über Orakel und Weisagungen der Alten⁷⁹⁾ ergriff und fesselte die Zuhörer in ungewöhnlichem Maße durch die Sülle des Wissens, die Anmut und „königliche Klarheit der Gedanken“, das lebendige Feuer des Vortrags, die Jugendfrische seines ganzen Wesens. Seine „Archäologie“ las er frühmorgens in dem unteren Chor- teil der Bibliothekskirche, der eigens für ihn zu einem archäologischen Auditorium hergerichtet war, und dessen einstige Helle und heimelige Abgeschlossenheit man sich unter den heutigen Veränderungen schwer mehr vorstellen kann. Ein wahrer Genuß soll es gewesen sein, ihn dort zu sehen, umgeben von Gipsabgüssen, Karten und großen Tafelwerken, in seiner blühenden Gestalt, in der freien Rede seines wohl- tönenden Organs aus dem Vollen schöpfend. „Muß das angenehm

sein, diesem Manne zuzuhören!“ meinte eine Frau, die einmal eben am offenen Fenster vorbei ging und sinnend einen Augenblick wie gebannt stehen blieb. „Er hat alles wie ein Gemälde gegenwärtig!“⁸⁰⁾ Müller durfte am Ende seiner Lehrzeit, 1839, mit berechtigtem Stolze erklären: „Es gehören die archäologischen Studien, wenn sie auch nicht für die große Menge der Studierenden bestimmt sind, zu denen, durch deren Pflege sich Göttingen immer ausgezeichnet hat. Auch heute noch wird auf wenigen Universitäten ein regelmäßiger archäologischer Kurs gehalten und selbst in den deutschen Residenzen, welche glänzend ausgestattete Antikemuseen besitzen, hat es nicht gelingen wollen, dasjenige Interesse der akademischen Jugend für die alte Kunst zu erwärmen, das in Göttingen niemals nachgelassen hat“⁸¹⁾. — „Auf alte Kunstgeschichte sieht man hier besonders“, hatte früher schon Heeren an Böckh berichtet⁸²⁾.

Wie Otfried Müller künstlerische Fragen auch praktisch zu lösen verstand, beweist das von ihm erbaute originelle Wohnhaus an der Hospitalstraße, bei dem er sein eigener Architekt war, und Vater Rohns und Zimmermeister Freise nur als Bauunternehmer bei der Ausführung mitzuwirken hatten⁸³⁾.

Es war klar, daß die Universität, als sie daranging, für das nahende Säkularfest von 1837 zum Ersatz für das längst baufällig und häßlich gewordene alte Konzilienhaus⁸⁴⁾ — es stand dann trotz alledem noch bis zum Jahre 1879 an der Stelle des damals aufgeführten heutigen Frontbaues unserer Bibliothek — den Bau einer neuen Aula vorzubereiten, unmöglich an einem Manne vorbeigehen konnte, der in ihrer eigenen Mitte theoretisch und praktisch in diesen Fragen so wohl bewandert war. So war Otfried Müller am Jubiläum nicht nur der gefeiertste und glücklichste Festredner, sondern, nachdem endlich die schwierige Platzfrage mit heute ergötzlich zu lesenden Debatten⁸⁵⁾ glücklich gelöst war, auch das künstlerische Gewissen in all den vielen Fragen der Gestaltung und Ausstattung des neuen Gebäudes. „Keiner hat den Gedanken daran emsiger betrieben. Müller sprach und schrieb und tat dafür, was ihm möglich war, immer bedacht auf die würdigste, geschmackvollste Einrichtung, wenn zu seinem Schmerze auch nicht alles so schön ausfiel, wie er wollte“⁸⁶⁾. Seine Mitarbeit an diesen Dingen muß weit größer gewesen sein, als sich heute nachweisen läßt⁸⁷⁾. Aber, wer diesen unseren festlichen Saal hier betritt oder drüben den Sitzungsaal unserer Gesellschaft der Wissenschaften mit seiner vornehmen Wand- und Deckendekoration im Stile griechischer Vasenmalerei⁸⁸⁾ gesehen hat, der

erlebt wie in einem Spiegel etwas von dem Geiste des Mannes, der gerne alles im Leben mit dem klassischen Maßstabe der Griechen maß, und in den die Geistessonne der Antike mit ihrem edelsten Feuer selten harmonisch eingedrungen war⁸⁹).

In einer Missive des Senats vom 28. Februar 1834 erklärt Jakob Grimm, Otfried Müller sei vielleicht der einzig kompetente Beurteiler der vorliegenden Baufragen, und er verlangt energisch dessen Zuziehung in die Kommission⁹⁰). Die Verhandlungen kommen ins Stocken, das Projekt scheint beinahe aufgegeben. Da bringt eine Eingabe Müllers an den Prorektor vom 1. September desselben Jahres die Sache wieder in Fluß⁹¹). „Jetzt ist der letzte Zeitpunkt gekommen, wo die Ausführung eines bestimmten Planes beginnen muß, wenn sie der Universität für die Feier des Jubiläums noch zustatten kommen soll. Sollte nicht doch noch eine Hoffnung sein?“ Müller stellt das Hauptbedürfnis einer Aula und eines Promotionssaales an die Spitze. „Dabei könnte mit mäßigen Mitteln, wie sie auch wohl in gegenwärtigen Verhältnissen aufgeboten werden können, immer ein bei aller Einfachheit imposantes und der Universität nicht unwürdiges Gebäude gewonnen werden.“ Eine Sonderdelegation des Senates, solle den hohen Wert, den die Universität auf Erreichung dieses Wunsches lege, persönlich bei der Regierung in Hannover vorbringen. Dies geschieht am 10. Februar 1835 und mit vollstem Erfolge⁹²). Dahlmann und Müller selbst waren die Abgesandten. Am 10. März 1835 wird dann nach mannigfachen Überlegungen der Entwurf des Universitätsbauinspektors Otto Praël von St. James in London aus genehmigt⁹³).

Die drei Nönnlein von St. Anna und die städtische Wage werden ausquartiert, ihre alten Gebäude am „Neuen Markt“ abgebrochen⁹⁴) und an ihrer Stelle in raschem Zuge, stets im Hinblick auf den von oben her energisch eingepprägten festlichen Endtermin der neue Bau in einem Jahre vollendet, sodaß zur Jubiläumsfeier vom 17.—19. September 1837 tatsächlich alles fertig war⁹⁵).

Zuerst aber ist noch zu fragen: wer waren die architektonischen Kräfte, welches die künstlerischen Werte, die für die Errichtung und Gestaltung dieses Werkes zur Verfügung standen?

Auf Friedrich Penther war in einem Abstand von dreißig Jahren zunächst Georg Heinrich Borheck⁹⁶) gefolgt, Universitätsarchitekt, Klosterbaumeister und Dozent für Mathematik, Feldmessenkunst und Architektur an unserer Universität: ein bescheidener, treuer Mann und Göttinger Kind. Über überaus feinen Zeichnungen, auch zu den Tafeln seines

Werkes über Landbaukunst, das er noch als 71 jähriger Greis herausbrachte, hat er sich blind gearbeitet, sodaß er sich zu Beginn der westfälischen Zeit vorübergehend ganz zurückziehen mußte⁹⁷⁾. Er starb hochbetagt 1834, als man eben anfing, den neuen Universitätsbau zu planen. Fürstliche Säulenpracht, wie bei Penther, ist niemals Borhecks Art gewesen, vielmehr jene solide und vornehm schlichte Sachlichkeit, wie sie in Preußen zu gleicher Zeit, Ende des 18. Jahrhunderts, am sympathischsten durch David Gilly⁹⁸⁾ vertreten ward. Die stattliche und eigenartige alte Frauenklinik am Geismartor⁹⁹⁾, der ältere Teil unseres heutigen Bibliotheksgebäudes¹⁰⁰⁾ sind Borhecks Werk. Dann aber auch der Entwurf zu unserer Sternwarte, über deren Erbauung freilich das ganze Mißgeschick der schweren Kriegsjahre zu Anfang des 19. Jahrhunderts geschwebt hat¹⁰¹⁾. Nach dem Muster des Observatoriums auf dem Seeberg bei Gotha¹⁰²⁾ und damit der Sternwarte von Oxford¹⁰³⁾ 1803 begonnen, hat der Bau lange unfertig gelegen und konnte erst 1816 von Borhecks Nachfolger, Bauinspektor Justus Heinrich Müller, vollendet werden. Und zwar nur mit wesentlich vereinfachter Fassade zu Borhecks großem Kummer, der, um die erhabene Bestimmung des Gebäudes auch äußerlich hervortreten zu lassen, hier eine vornehm reiche Säulen- und Pilasterdekoration entworfen hatte¹⁰⁴⁾. Er selbst beruft sich dabei in einer ausführlichen, als sauber geschriebenes Manuskript noch vorhandenen Denkschrift¹⁰⁵⁾ auf die ganz klassizistisch gehaltenen Idealentwürfe von Christian Ludwig Stieglitz 1800, eines kunstbegeisterten Laien und hochgestellten Leipziger Juristen, der sich eingehend mit Baugeschichte, besonders antiker, beschäftigt hatte. Zu dieser hatte Stieglitz schon als Zögling der Thomasschule eine tiefe Neigung gefaßt¹⁰⁶⁾. Hier kam also im letzten Grunde auch Gesners frühere Leipziger Tätigkeit Göttingen noch zugute.

Es scheint aber fast, als habe bei den Entwürfen unsrer Sternwarte noch eine andere weit gewichtigere auswärtige Autorität auf dem Gebiete des Bauwesens Einfluß gehabt: kein anderer als der monumentale Friedrich Weinbrenner, der im März 1802 tatsächlich einige Tage in Göttingen gewesen ist¹⁰⁷⁾, der bedeutendste und wichtigste Vertreter des Klassizismus damals in Süddeutschland. Er sollte um jene Zeit die Universität bei der Frage des Umbaues der Paulinerkirche zur Bibliothek — wie dieser dann lediglich auf sein gewichtiges Gutachten hin wirklich erfolgt ist¹⁰⁸⁾ — und eben bei der Erbauung der Sternwarte beraten¹⁰⁹⁾. Es war um die Zeit, da man sich in Hannover mit den verlockendsten Anerbietungen Hoffnungen machte, den genialen Erbauer der Stadt Karlsruhe (1799—1826) ganz in seine Dienste zu ziehen¹¹⁰⁾.

Die Bautradition, die Praël¹¹¹⁾ — Universitätsbaumeister von 1827 bis 1862 — innerhalb der Georgia Augusta vorfand, war also von Anfang an, von Penther und Borheck an, eine ununterbrochen klassizistische. Die Jahre der Planung und Erbauung unserer neuen Aula fielen zudem zusammen mit einer neuen, besonders starken Welle des Klassizismus, die über ganz Deutschland hinging: mit der reifen Tätigkeit Friedrich Schinkels im Norden, Leo von Klenzes im Süden. Was Wunder, wenn eine schmiegsame, künstlerisch wenig selbständige Natur, wie Praël es offenbar war, sich ganz diesem damals mächtigsten Kurse überließ, bei einem Bauauftrag, der monumentale Feierlichkeit in hohem Maße verlangte, und wie sie eben dieser Stil vor allen andren auszudrücken versprach. Daß Praël keine starke Eigenart besaß, beweisen seine weiteren Universitätsbauten hier: das Ernst-August-Hospital in der Geiststraße (1846—49) mit seiner durch die Segmentbogenfenster schon wesentlich anders gestimmten Fassade und einem unerfreulich verflauten Klassizismus im Treppenhaus, und sein letztes Werk, das chemische Institut in seinem jetzt ältesten Teil (1859—61), das sich, schon völlig anderen Stiles, an die neue Romanik Wilhelm Hases anlehnt, mit der dieser kurz vorher, angeregt durch Friedrich Gärtner in München, in Hannover hervorgetreten war¹¹²⁾. Ohne Zweifel ist unsere Aula Praël's beste Leistung und ohne Zweifel eben darum so gut, weil ihm hier der Beistand eines so geschmackvollen und verständnisvollen Beraters wie Otfried Müllers ständig zur Seite war, und — was noch wichtiger —, weil aus der Ferne ein überragendes Architektur-Genium über dem Ganzen schwebte, dessen edle Formenwelt eben Otfried Müller vermittelt haben muß. Es kann gar nicht anders sein.

Aber auch dies muß hier gesagt werden: Praël, der heute Vergessene, der damals leitende Architekt, verdient eine Ehrenrettung in jedem Falle, nämlich dem in Göttingen wegen seiner großen persönlichen Eigenschaften mit Recht populären Baukommissar Christian Fr. A. Rohns¹¹³⁾ gegenüber. Wie dessen Bildnis auf einer bekannten alten Lithographie inmitten „seiner Werke“ zu sehen ist, so gilt er in der vulgären Auffassung unserer Mitbürger hier ohne weiteres als Erbauer aller unserer Universitätsbauten jener Jahrzehnte. In Wirklichkeit ist er in allen diesen Fällen nur der Bauunternehmer gewesen — „Hauptouvrier“ wird er im Vertrag zur Erbauung der Anatomie vom 18. Sept. 1827 genannt —, der die Pläne unserer Universitätsbaumeister nur zur Ausführung übertragen bekommen hat. So auch bei unserer Aula¹¹⁴⁾.

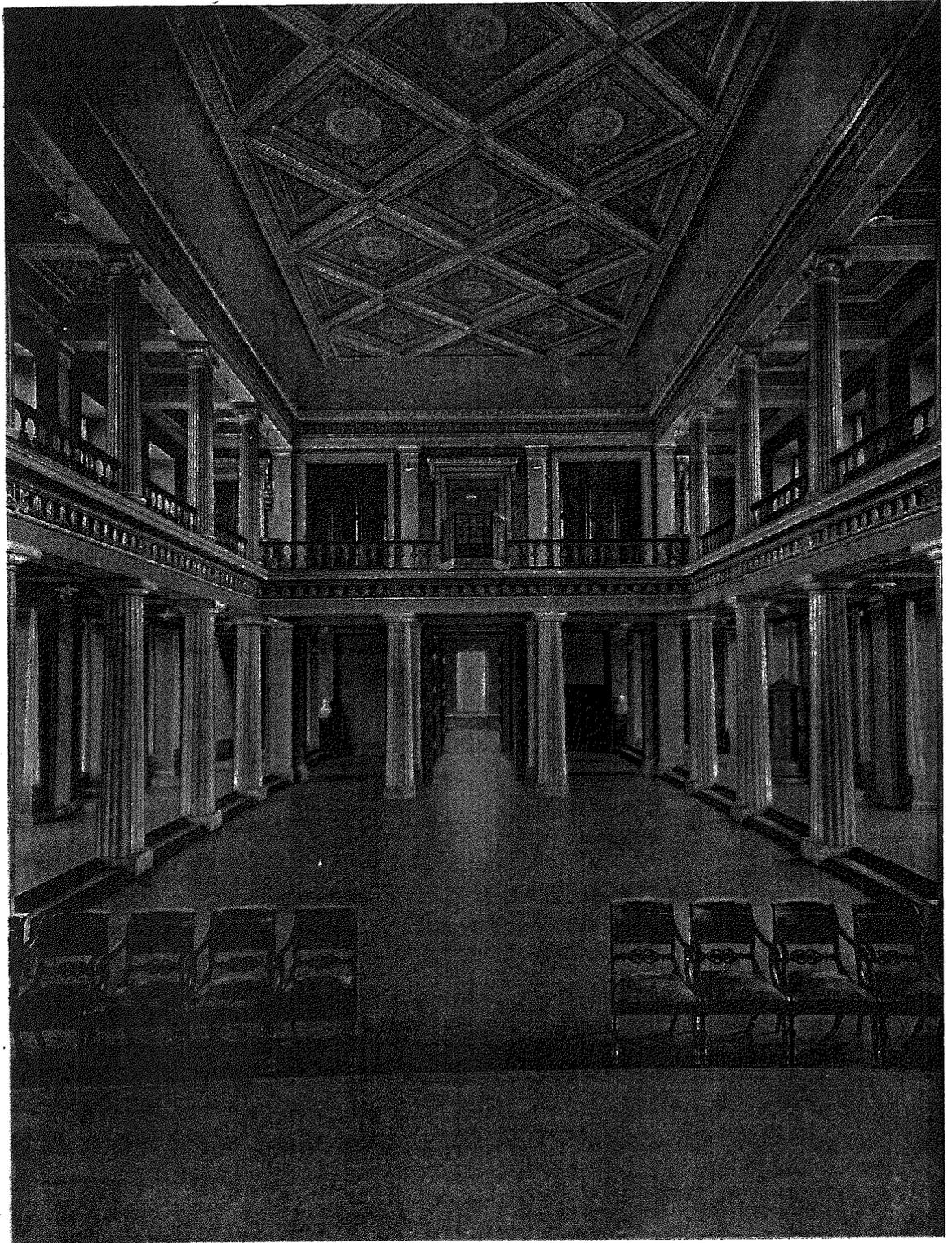
Die beiden großen Bau-Autoritäten Jussow¹¹⁵⁾ in Cassel und Weinbrenner in Karlsruhe, mit denen man bisher, wenn auch selten,

Fühlung genommen hatte, sie waren nicht mehr († 1825 und 1826). Georg Ludwig Laves¹¹⁶⁾ in Hannover, der Nefte Jussows und bei diesem gebildet, wäre örtlich wie amtlich der allernächste gewesen, an den man sich von Göttingen aus hätte wenden können und müssen. Ja, es ist geradezu verwunderlich, daß Laves, trotz eines kaum mißzuverstehenden Hinweises des greisen Heeren (vgl. Anm. 82), außer bei ganz untergeordneten Fragen der dekorativen Ausstattung (später¹¹⁷⁾, hier niemals beigezogen worden zu sein scheint. Aber es ist erklärlich, wenn man bedenkt, welch' schwere Kämpfe dieser viel beschäftigte Mann, der architektonische Erneuerer der Residenzstadt Hannover eben damals, nach Vollendung des Waterlooplatzes, bei dem Ausbau des Leineschlusses und dem damals noch aufs Äußerste befehdeten Projekt seiner neuen Ernst-August-Stadt zu bestehen hatte. Laves, dem damals führenden Baumeisters Hannovers, konnte und durfte man zu jener Zeit mit der Göttinger Bausache offensichtlich nicht kommen. — Peter Johann Krahe († 1840), ein sehr feiner Künstler, war seit 1803 in Braunschweig der führende Baumeister. Aber seit er für Jeromes Einzug in Göttingen Ehrenpforten entworfen hatte, scheint man von hier aus nie mehr auf ihn zurückgekommen zu sein.

Umso weniger ist zu verwundern die bis ins Kleinste gehende Abhängigkeit der Göttinger Aula, nun über den Kopf der ganzen zunächst zuständigen Umgebung ringsum hinweg, unmittelbar von Berlin, d. h. von Friedrich Schinkel und seinem Stil. Schinkel stand damals in den dreißiger Jahren auf der Höhe seines Ruhmes, weit über Deutschland hinaus war sein Einfluß gedrungen¹¹⁸⁾. Aber Sie werden, meine Damen und Herren, doch verwundert sein, wenn ich Ihnen sage, daß: die Rautenfelder und Arabesken dieser Decke¹¹⁹⁾, die jonischen und dorischen Säulen dieser Schiffe und Galerien¹²⁰⁾, die gegossenen Geländer dieser Brüstungen¹²¹⁾, die Verzierung mit Leier und Schwan an diesem Katheder¹²²⁾, auf dem ich stehe, die Sessel¹²³⁾, auf denen Sie selbst hier in der vordersten Reihe sitzen, die schönen Einfassungen der Türen¹²⁴⁾ dort oben, die jonischen Pilaster¹²⁵⁾ in den Vorräumen, die dorischen Säulen¹²⁶⁾ im Treppenhaus, die straff kannelierten Pilaster an der Fassade¹²⁷⁾, ja selbst die ganze basilikale Anordnung und Proportionierung dieses Saales¹²⁸⁾ — daß dieses alles fast wörtlich von Schinkel'schen Bauten und Entwürfen übernommen ist¹²⁹⁾. Was man damals von Schinkel gesagt hat in Bezug auf ganz Deutschland, es gilt in vollstem Maße jedenfalls für diese unsere Göttinger Aula: „Er ist die Quelle, aus welcher der gegenwärtig in unserem Lande herrschende Geschmack herfließt“¹³⁰⁾.

Die großen damals ganz neuen und aufsehenerregenden Architektur-

publikationen Schinkels waren auf der Göttinger Bibliothek vorhanden und zwar, wie alle großen kunstwissenschaftlichen Tafelwerke, unter der speziellen Obhut Otfried Müllers¹³¹⁾, der ja auch einmal über neuere Kunstgeschichte gelesen hat¹³²⁾, für welche es einen eigenen Lehrstuhl in Göttingen vor der Ernennung des Malers Karl Österley hierzu (1831) noch nicht gab. Mit Berlin unterhielt Otfried Müller schon durch die innigen Beziehungen zu seinem Lehrer August Boeckh beständig Sühlung. Als er 1816 sein eigenes Erstlingswerk, die »Aeginetica« schrieb, muß Schinkels soeben entstandenes erstes monumentale Werk, die Schloßwache, Eindruck auf ihn gemacht haben¹³³⁾. Des öftern hat Otfried Müller Berlin dann von Göttingen aus besucht, nach Eröffnung des großen von Schinkel erbauten Museums 1830 in einem längeren Urlaub¹³⁴⁾. Eine persönliche Bekanntschaft von Otfried Müller und Schinkel habe ich nicht feststellen können, möglich scheint sie zwischen den beiden in ihren Idealen, in den in ihrem zur Synthese neigenden Naturell überraschend gleichartigen¹³⁵⁾ Männern durchaus. Aber, auch wenn sie sich nie gesprochen, sich für unseren Fall niemals besprochen hätten, — in Schinkels Geist und Formen sich einzuleben, mußte Otfried Müller leichter fallen als irgendeinem. Schinkel aber, auch ein enger Vertrauter Goethes und Humboldts¹³⁶⁾, und dem das Studium des Griechischen als unerlässliche Grundlage höherer sittlicher Ausbildung galt¹³⁷⁾, der sich mit der griechischen Kunst so eng im Tiefsten verbunden wußte, daß er in eben jenen Jahren (1834—38) kein Sakrileg darin sah, für die athenische Akropolis — unter feinfühligster Rücksichtnahme auf die alten Baureste dort — einen weitangelegten Königspalast zu entwerfen¹³⁸⁾, und der über dem hohen Steilufer der Krim ein traumhaft schönes Kaiserschloß (Orianda) für Elisabeth von Rußland in erhabenstem hellenischen Stil entwarf¹³⁹⁾, — Schinkel selbst hätte, glaube ich, für unseren Aulasaal kaum einen seinen Genius treuer wiederpiegelnden Entwurf liefern können, als er ohne seine Bemühungen hier tatsächlich zur Ausführung gekommen ist. Wohl hätte er mit seinem sicheren Gefühl für Maß und Verhältnisse den Bau außen in der Front¹⁴⁰⁾ besser zusammengerückt, aber daß hier innen, trotz des Sekundären, trotz der starken und vielen Entlehnungen dennoch etwas so Harmonisches und Wohltuendes entstanden ist, zeugt in der Tat von dem hohen künstlerischen Takt, mit dem hier allen voran Otfried Müller, dann auch — für die farbige Behandlung — Karl Österley dem Architekten Praël und seinem jungen geschickten Gehülfen Hermann Hunnaeus, der die Dekorationen im Einzelnen zu entwerfen und modellieren hatte¹⁴¹⁾, an die Hand gegangen ist; ebenso wie von dem feinen Anpassungsvermögen dieser Beiden. So



Blick durch die grosse Aula nach Süden
in den Vorsaal und das Vestibül

darf auch von dem Erbauer unseres Festsaals gelten das Wort Goethes, gedichtet für die Einweihung des Schinkel'schen Schauspielhauses in Berlin 1821:

„Er hat das Ebenmaß bedächtig abgezollt,
Daß Ihr Euch selbst geregelt fühlen sollt.“

Ohne daß sie darum bemüht worden wäre ist also die überragende auswärtige Bauautorität, die man sich ersehnt hatte und doch unmittelbar hatte entbehren müssen, mittelbar, aber darum keineswegs weniger nachhaltig von der architektonisch in Deutschland damals maßgebendsten Stelle aus zu voller Wirksamkeit gekommen. Mit sicherem Instinkt hatte die auf sich selbst angewiesene Georgia Augusta durch das ästhetischste und feinfühligste ihrer Organe eben jene künstlerische Direktive gefunden, die ihrer ganzen Tradition und damit ihrer innersten Art am kongenialsten war. Fast genau in denselben Jahren, in denen unsere Göttinger Aula entstanden ist, hat auch die Universität Halle¹⁴²⁾ ihr neues klassizistisches Gebäude bekommen (1832—34). Von einem unmittelbaren Schüler Schinkels in Berlin, Busse, nach freilich immer mehr zusammengestrichenen und „verbösernten“ Entwürfen, die wohl einst unter Schinkels Augen selbst entstanden waren, aber schließlich durch einen anderen Gehülfen Schinkels, Zwirner, weiter geführt werden mußten. So ist, auch trotz der persönlichen Oberleitung von Schinkel, selbst dort in Halle zuletzt doch nur eine verkümmerte Werkstattarbeit¹⁴³⁾ zur Ausführung gekommen. Man kann nicht sagen, daß Halle besser gefahren wäre bei seinem Neubau als Göttingen.

Unsere Fassade hier leidet freilich an einem Mangel, an dem aber Otfried Müller unschuldig ist, und den er, wie aus unseren Akten ersichtlich ist, leider vergeblich fernzuhalten gesucht hat. Die Baukommission der Universität, d. h. im Grunde Otfried Müller, hatte nämlich für das Mittelrisalit unserer Front ursprünglich einen Portikus mit Säulen vorgesehen, die dem freien Platz gegenüber durchaus angebracht gewesen wären und dem ganzen Bau ein mehr malerisches Relief und ganz andere Kraft und Wucht gegeben hätten¹⁴⁴⁾. Aus leidiger Sparsamkeit und nüchternem Bürokratismus wurde dies ästhetisch höchst wirkungsvolle Motiv abgelehnt¹⁴⁵⁾ zu Gunsten jener flachen Pilasterordnung¹⁴⁶⁾, die dem Ganzen heute etwas zu Plattes und Flachgepreßtes gibt: eine erhebliche Verschlechterung, die jetzt nur darum weniger empfunden wird, weil die beiden herrlichen Platanen des Wilhelmsplatzes ihren grünen Schleier immer mildtätiger darüber ausbreiten. Wie wäre in dieser Frage die persönliche Beziehung einer auswärtigen Architekturautorität

zur Unterstützung Otfried Müllers zu wünschen gewesen! Die Durchsetzung des Portikus wäre wichtiger gewesen als die des Figurenschmuckes im Giebelfeld.

Die strenge niederländische Zurückhaltung jedem sachlich nicht unbedingt gebotenen Aufwand gegenüber muß im alten Staate Hannover schon öfter solche Erfahrungen gezeitigt haben. Schon Penther¹⁴⁷⁾ würde sonst kaum so beweglich klagen: „... Maaßen die allermeiste Bauerei in Gebäuden ohne Säulenordnungen bestehet und werden gar viel Menschen sein, die wohl in ihrem ganzen Leben sich mit Säulenordnungen nicht zu schaffen machen dörfen.“ Und noch einmal: „Gar viele Menschen in der Welt mit Bausachen zu tun bekommen können, ohne daß einmal was von Säulenordnungen vorfällt, vornehmlich in Deutschland, am meisten aber in Niedersachsen, wo man bis hieher manchmal an Architectis es fast als einen Fehler, wenigstens als einen Überfluß hat ansehen wollen, wenn sie was von Säulenordnungen anzubringen bemüht gewesen.“

Dieselbe Wohltat wie dem verkümmerten Portikus erweisen die guten Platanen auch dem Giebelfeld unserer Front, das ursprünglich nur eine einfache Inschrift bekommen sollte, dann aber, um dem Gebäude ein noch edleres und würdiges Gepräge zu verleihen, dank der persönlichen Munifizenz König Wilhelms IV.¹⁴⁸⁾ jenen symbolischen Figurenschmuck erhielt, dessen inhaltliche Durchberatung im Senat und dessen bildhauerische Ausführung durch Ernst von Bandel seine eigene Geschichte hat.

Die Heranziehung von Bandel's hatten Oberbaurat Hagemann in Hannover, dem die Oberleitung der Göttinger Bau Sache anvertraut war, und Professor Österley, später Hofmaler in Hannover, damals noch Vorstand unsrer Universitätsgemälde-Galerie und Professor für Kunstgeschichte in Göttingen, bewirkt, welcher selbst erst eine Skizze zum Figurenschmuck des Tympanon gemacht hatte¹⁴⁹⁾. von Bandel war eben damals bei der bildhauerischen Ausschmückung des von Laves umgebauten Leineschlosses in Hannover beschäftigt¹⁵⁰⁾. Man merkt Otfried Müllers ausgleichende Hand, der auf Dahlmanns Vorschlag zusammen mit Österley in die vorbereitende Sonderkommission gewählt worden war, wenn dieser zu Otfried Müllers ausführlichem Bericht vom 12. März 1836 hinzufügt: „Die von mir geäußerte Besorgnis, daß Herr von Bandel, wenn ihm die zu wünschenden Veränderungen in seiner Komposition allzu entschieden vorgeschrieben würden, die Arbeit ganz ablehnen möchte, scheint mir jetzt durch die sehr große Zartheit und Schonung, mit der dennoch so sehr bestimmt die Ansichten der Kommission ausgeführt sind,



Blick auf die Nordwand der grossen Aula
mit den Königsbildern

ganz weg zu fallen.“ — Gauß, der Mathematiker, hatte bemerkt ¹⁵¹): „Die Philosophie soll mit der einen Hand die Welt ausmessen, mit der anderen nach dem Vorschlage der Kommission nicht sowohl die Kithara spielen als nur sie halten. Das kann denn doch, da einmal nur eine rechte und eine linke Hand da ist, füglich mit der Linken geschehen, während ein linkisches Ausmessen der Welt eben nur ein linkisches sein würde!“ Für den Genius der Wissenschaften in der Mitte der stehenden und sitzenden Frauengestalten, welche die vier Fakultäten repräsentieren, schien der Kommission das Motiv des Darreichens von Kränzen besonders glücklich zu sein. „Der Genius könnte leicht, heißt es da, um allen Streit der Fakultäten zu vermeiden, vier Kränze auf verschiedene Weise an den Armen und in den Händen halten. Die Fakultäten müßten dann freilich, wenigstens durch eine kleine Wendung des Kopfes, sich sämtlich nach dem Genius hinkehren und ein mehr oder minder starkes Verlangen ausdrücken, der dargebotenen Kränze sich zu bemächtigen. Dadurch würde zugleich eine Gelegenheit gewonnen, die Fakultäten durch zarte Nuancen ihres Benehmens zu charakterisieren. Der Theologie z. B. würde bei ihrem nach oben gerichteten Blick und ihrem würdevollen Selbstbewußtsein nur ein geringerer Ausdruck von Verlangen nach dem Kranze des Genius zukommen usw.“

Von Bandel macht seine Gegenbemerkungen ¹⁵²). Schließlich führt eine persönliche Aussprache in Göttingen selbst zur Einigung ¹⁵³). In Hannover sah man ein, daß dies die einzige Möglichkeit zu einer Verständigung war. „Sonst“, schreibt Hagemann ¹⁵⁴), „möchte die Gelehrsamkeit überhand nehmen und zu viel Zeit verloren gehen. Die Marginalien von Bandel's dem Senate mitzuteilen, werde ich mich wohl hüten, damit die Leidenschaften nicht rege werden und man uns zu Gegenbeweisen nicht mit einem Teil der Bibliothek überschüttet — in theoria!“

Gegen die Aufstellung der Marmorbüste Georgs II. hier in der Mitte der Bilderwand hatte sich Otfried Müller mit Entschiedenheit ausgesprochen ¹⁵⁵). Als einzige Skulptur passe sie nicht zwischen die Gemälde. Ob er sich nicht heute würde ausöhnen damit, wenn er jetzt sehen könnte, wie sie aus ihrer Isolierung nun befreit ist und flankiert wird durch die Erzplastiken zweiter vaterländischer Heroen ¹⁵⁶), die zu den alten Fürstenbildnissen auch noch in anderem Sinne, in der Richtung auf unsere Zeit hin, eine glückliche Ergänzung bilden?

Endlich war mit der Jubelfeier Mitte September 1837 das glänzende Einweihungsfest gekommen, vor dem man bis zuletzt noch gehofft

hatte, auch König Ludwig von Bayern als ehemaligen Zögling der Georgia Augusta unter den Festgästen zu sehen¹⁵⁷). Aber bald sollten ernstere Wolken Schatten über den Glanz hingehen. Schon die Grundsteinlegung dieses Hauses am 13. Juni 1835 hatte, wie in einem von der Natur selbst symbolisch herbeigeführten Vorspiel unter dem Eindruck eines nahenden Unwetters gestanden. Während der Weiherede des Prorektors war damals aus der Ferne ein Gewitter heraufgezogen, das die allgemeine Ruhe aber nicht unterbrach — bis zum Schluß. Der erste Blitz und Donner fielen in dem Augenblick, da das dreifache Hoch auf den König ausgebracht wurde¹⁵⁸).

Acht Tage darauf war drüben in England Wilhelm IV., dessen ruhige, gütige Hand mit besonderer Fürsorge über der Entstehung des Göttinger Hauses gewaltet hatte, verschieden. Der neue Herrscher, Ernst August¹⁵⁹), ein wirklicher Herrscher, aber eine schroffe Natur, die erst später den rechten inneren Ausgleich fand, zog sehr andere Saiten auf. Die drohende Aufhebung des für das ganze Land so segensreichen Staatsgrundgesetzes von 1833, mit deren Absicht der neue König schon unmittelbar nach seiner Thronbesteigung in Hannover hervorgetreten war, lastete wie ein Alpdruck auf dem ganzen Lande, auch auf den Göttinger Festtagen, zu deren einem, wenig freundlich, der Monarch schließlich doch herübergekommen war¹⁶⁰).

Unbewußt sprach bei der feierlichen Inauguration der Aula der damalige Prorektor eine Besorgnis aus, die sich nur zu bald erfüllen sollte: „Möge die Universität umfassend bleiben, wie sie es gleich ihren deutschen Schwestern bisher gewesen ist! Möge kein Stein losgerissen werden, der zur Vollendung des Baues gehört! Möge die Universität stets in sich ein Ganzes sein und bleiben¹⁶¹)!“

Acht Wochen darauf waren sieben der edelsten und tragfähigsten Steine aus dem stolzen Bau der Georgia Augusta durch den Staatsstreich des neuen Königs gewaltsam ausgebrochen — Namen, die zum eigentlichen Flor Göttingens gehörten, und die zur Vollendung seiner Hochschule gehört hätten wenn irgendwelche. Ihr Protest war ein Aufschrei des gequälten Gewissens und vergewaltigter Verfassungstreue, gehört und mit Teilnahme aufgenommen von ganz Deutschland. Otfried Müller war nicht unter den Sieben. Nur die Adressierung und ein Teil der Formulierung hatte seinen stets auf Ausgleich bedachten Sinn abgehalten, den Protest mit zu unterzeichnen. Aber, wenn einer, so stand er den Verbannten nahe. Er war mit draußen mit den Studenten bei dem ergreifenden Abschied von den Freunden in Witzhausen¹⁶²), und in einem kühnen Schreiben vom 20. Februar 1838, an den Grafen

Münster in Hannover gerichtet¹⁶³), suchte Otfried Müller, wie immer das Wohl des Ganzen im Auge habend, mutig, freilich auch vergeblich, die glatte Zurückziehung des königlichen Reskriptes zu erreichen. „Die Folgen sind über allen Vergleich verderblicher für die Universität als für diejenigen, welche gestraft werden sollten. Von mehreren Bundesstaaten ist zu erwarten, daß sie sich die Beute, die sie sonst in Göttingen nicht abgenommen hätten, wohl werden zunutze machen. Ich weiß, daß Professoren, die früher den allerlebhaftesten Wunsch gehabt haben, nach Göttingen zu kommen, jetzt entschieden erklärt haben, unter diesen Umständen keine Einladung annehmen zu können. Die ganze Lage der Universität schreckt zurück und hat alles Anlockende verloren. Es wird lange dauern, ehe die hannoversche Regierung sich wie früher gerade die Männer wird wählen können, welche die geeignetsten oder hoffnungsvollsten sind. In der Zwischenzeit könnte Göttingen zu einer Mittelmäßigkeit herabgesunken sein, die viel schwerer zu verwinden sein wird als eine unvollständige Besetzung.“

„Die Studenten sehen großen Theils“, schreibt er eben damals an Boeckh, „die Universität als aufgelöst an, und obwohl sich mehrere, darunter auch ich, noch bemühen, ihre Zuhörer zusammenzuhalten, betrachte ich doch auch die Universität kaum noch als existierend¹⁶⁴).“

„Die Universität ist eigentlich schon vernichtet, die Hauptfächer ganz ausgefallen. Ich habe nicht gedacht, einen solchen Wechsel irdischen Glückes zu erleben. Vom Jubiläum bis zu diesem trostlosen Zustand, welch ein Schritt! . . . Indessen will ich, solange noch einige Hoffnung auf Herstellung der Universität mit Ehren besteht, nicht freiwillig abgehen, sondern mich lieber absetzen lassen¹⁶⁵).“

„Die Wolken hängen in unserm politischen Horizont noch sehr tief herein.“ (8. Mai 1838). „Unsere Wunden sind nicht zu heilen, aber der Körper sucht sich durch angeborene Heilkraft und einige Pflege von Hannover zu helfen, wie es geht.“ (29. Juni 1838). „Noch sehe ich kein Heil. Ich habe mich indessen ganz in meine Arbeiten vertieft und an Festus, an der griechischen Literaturgeschichte und den Gelehrten Anzeigen tapfer gearbeitet. (26. Dezember 1838)¹⁶⁶).“

Müllers ganze Treue zu Göttingen, wahrlich nicht minder groß als die Gesners und Hennes, seiner Vorgänger, zeigt sich, als er eben damals glänzende Rufe nach Berlin und an die Petersburger Akademie ablehnt¹⁶⁷). Müller war durch seine zahlreichen vorzüglichen Schriften ja längst zu europäischem Ansehen herangewachsen. Endlich sucht und findet er Trost für sein vaterländisches Leid in der weiten Südlandsreise, von welcher er nicht mehr heimkehren sollte.

„Er hatte den Wert und die hohe Bedeutung der Georgia Augusta für das gesamte deutsche Vaterland wohl erkannt. Ihren tiefen festen Grund und ihre geschichtliche Eigentümlichkeit, die man nie aufgeben dürfe. Der wohlangepflanzte Wald werde immer wieder ausschlagen mit neuem Grün. So dachte und hoffte er auch in der letzten Zeit“¹⁶⁸).

Und er hat recht behalten. Des sind wir selber heute alle Zeugen, selbst nach so viel, viel schwereren neuen Verlusten ganz anderer Art.

Das also war der Mann, hochverehrte Versammlung, der einer der treuesten Hüter der klassizistischen Traditionen unserer Georgia Augusta gewesen ist¹⁶⁹). Und so ist es gekommen, daß diese unsere Aula gerade die edlen Formen vornehmster Antike bekommen hat¹⁷⁰). Es konnte nach dem ganzen Hergang in Göttingen im besonderen und in Deutschland im allgemeinen auch nicht anders sein. Unsere Aula mußte antiki-sierende, hellenisierende Gestalt annehmen. Aber es war doch ein besonderes Glück, daß diese Hellenisierung hier innen so gut ausgefallen ist.

Wer möchte es heute anders wünschen? Ich glaube, es ist niemand unter uns, der diesen Saal sich wünschen möchte in jener schüch-ternen und etwas klösterlich kahlen Romanik, wie sie um eben jene Zeit zuerst Friedrich Gärtner mit dem Münchener Universitätsbau (1835—40), bald darauf W. Hase in Hannover eingeführt hat, oder in jener dünnen Neugotik, die selbst bei Schinkel eine ganze Zeit lang neben seinen antikisierenden Werken einhergeht. Denn dies sind die beiden einzigen anderen Möglichkeiten, die stilistisch für damals sonst denkbar wären. Nein, da hat der der Antike zustrebende Stil doch ganz andere Vornehmheit und Würde, Anmut und Wucht¹⁷¹).

Es gabe eine Zeit, da in Wilhelmshöhe die Kinder der Schweize-reien des Landgrafen von Hessen unter dem Namen griechischer Göttinnen; Heroinnen und Musen auf der Weide gingen: als Thetis, Semele, Medea, Thalia, Doris, Kybele usw.¹⁷²). Solche geschmacklosen Übertreibungen richteten sich selbst. Auf eine edle, hohe Aufgabe aber die Normen der Antike als Ausdruck höchster Feierlichkeit angewendet zu sehen, wird man auch heute noch gelten lassen dürfen.

So wollen wir uns bewußt bleiben dessen, was wir besitzen, um-sonmehr, als wir Heynes und Otfried Müllers Erbe, Gesners und Welckers Kurs auch in der Folgezeit in Göttingen glücklich gewahrt sehen. Wenn wir uns erinnern, wie oft eben in diesem schönen Saale Ernst Curtius¹⁷³), Otfried Müllers Lieblingsschüler, als glänzender Fest-redner gesprochen hat: er, der seine Göttinger Jahre (1858—68) be-zeichnet hat als die glücklichsten seines Lebens, der drüben in dem be-

scheidenen Hause im idyllischen Garten unseres heutigen Kuratoriums Otfried Müllers unvollendeten Lieblingsplan wieder aufgriff und verwirklichte, in seiner dort niedergeschriebenen griechischen Geschichte. Ernst Curtius, der eben in diesem Saale die innere Vermählung des griechischen und deutschen Geistes gepriesen hat als den eigentlichen Mutterboden des Vollendetsten, was unsere Literatur und Kunst hervorgebracht hat. Und dann Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, der, nach den Greifswalder Anfängen, erst hier in Göttingen (1883—97) zur vollen Kraft seiner markigen Entfaltung gekommen ist, der hier an dieser Stelle im Jahre 1892 die wichtige Rede „Philologie und Schulreform“¹⁷⁴⁾ zum Besten des auch von obenher bedrohten klassischen Unterrichts gehalten hat, mit dem Preise der Werke Homers in alle Zukunft „herrlich wie am ersten Tag“, — v. Wilamowitz, der jetzt in Berlin als Haupt der deutschen Altertumsforscher die unbegrenzte Verehrung aller Sachgenossen der Erde genießt.

Ist es nicht, als ob ein großer Unsichtbarer an dieser Stätte die heilige Feier spielte Jahrzehnt um Jahrzehnt, das zweite Jahrhundert schon demnächst füllend — ein anderer Orpheus, so wie Goethe ihn schaut in den Sprüchen in Prosa¹⁷⁵⁾, wo der Dichter die Architektur mehr denn erstarrte Musik eine verstummte Tonkunst nennt? Ein unsichtbarer Orpheus in unvergänglicher Jugend, spielend das hohe Lied der antiken Schönheit! „Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandern und weben zwischen ewigen Melodien. Der Geist kann nicht sinken, die Tätigkeit nicht einschlafen. Das Auge übernimmt Funktion, Gehör und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand; ohne Reflexionen, ohne nach dem Ursprunge zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses teilhaftig.“

Noch zwei Dinge zum Schluß. Beide von jener Säkularfeier des Jahres 1837 ihren Ausgang nehmend, beides Ergebnisse, deren Segen wir noch heute genießen und hoffentlich niemals entbehren werden. Am wenigsten jetzt, wo es einerseits scheinen könnte, als hätte die Antike im Gesamtorganismus unserer geistigen Welt ihre frühere zentrale und beherrschende Stelle vielleicht für immer eingebüßt, und eben jetzt, wo es andererseits gilt, für die unerläßliche Einheit vaterländischen Staatsgefühls mehr als je einzutreten.

Unter den Festgästen des Jubiläums 1837 war als alter Zögling

der Georgia Augusta noch aus Hennes Zeit auch Friedrich Thiersch aus München erschienen¹⁷⁶). Er, um das damals schon gefährdete Schulwesen in Deutschland besorgt, vereinigte die in Göttingen gegenwärtigen Philologen und Pädagogen, Lehrer von Universitäten und Gymnasien, in Alexander von Humboldts Beisein zu mehreren Zusammenkünften, in welchen sein Plan, eine dauernde Vereinigung der Gelehrten dieses Berufes für ganz Deutschland verabredet und die Zwecke, welche durch jährliche Versammlungen erreicht und befördert werden könnten, erwogen wurden. Damit war die Institution der deutschen Philologen- und Schulmännerversammlung begründet, deren erste Tagung das Jahr darauf 1838 in Nürnberg stattfindet. So ist die entscheidende Tat zu dieser für die Humanitätsstudien unseres gesamten Vaterlandes zu unberechenbarer Bedeutung gewordenen Einrichtung von einem alten Göttinger bei einer Göttinger Feier auf Göttingischem Boden geschehen. Der Augenblick war gekommen, da die zum Zerspringen volle Frucht der aufs klassische Altertum gerichteten Traditionen Göttingens reichen Samen hinausstreuen sollte ins gesamte deutsche Land.

Bei einer anderen Versammlung, etwas vorher, bei einem Festmahle zu Ehren Dahlmanns aber war es, daß der Bildhauer Ernst von Bandel, der eben sein Giebelrelief für unsere Fassade in Stein ausführte, neben einen Professor aus dem Lippeschen zu sitzen kam. Bald kam das Gespräch auf die geschichtlichen Merkwürdigkeiten der Heimat dieses Herren. Da sprach von Bandel auch von seinem, seit seiner Jünglingszeit gehegten Plane, Armin, dem Cheruskerfürsten ein Denkmal im Teutoburger Walde zu errichten, und auch davon, daß er das Denkmal dem deutschen Volke als ein Mahnzeichen zur Einigkeit hinstellen wolle. Auf das Gelingen des Planes wurde angestoßen¹⁷⁷). Und richtig, bald darauf reiste von Bandel nach Detmold, durchwanderte den Teutoburger Wald, wählte sich die hohe Kuppe der Grotenburg und schon 1838 wurde mit den Fundamenten des mächtigen Denkmals begonnen. So hat Göttingen seinen besonderen Anteil auch an diesem deutschen Nationaldenkmal mit seiner ragenden Heldengestalt, geschaffen von einem der deutschesten Künstler, die unser Vaterland gehabt hat, ein Mahnzeichen aufs neue auch uns zur Einigkeit, so wie sein Schöpfer es gewollt hat.

Ich wende mich nunmehr zum zweiten Teil meiner heutigen Aufgabe und verkünde das

Ergebnis der Akademischen Preisbewerbungen:

Die von der Theologischen Fakultät gestellte Preisaufgabe lautete:

„Wie ist Daibingers Anwendung der Als-ob-Betrachtung auf die Religion im Gesamtzusammenhange der Philosophie des Als-Ob zu verstehen und wie zu beurteilen?“

Das Thema hat zwei Bearbeitungen gefunden. Die eine (Nr. 1) trägt das Motto: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!“, die andere (Nr. 2) hat als Motto die Worte Schleiermachers: „Einen Zweck soll die Religion haben und nützlich soll sie sich erweisen. Welche Erniedrigung usw.“

Das Thema verlangt eine kritische Auseinandersetzung mit den erkenntnis-theoretischen Voraussetzungen sowie mit der religionsphilosophischen Auswirkung der Fiktions-Lehre Daibingers, die auch den religiösen Glauben nur als Fiktion, nämlich als bewußt falsche, aber im ethischen Interesse notwendige Annahme gelten läßt.

Diese Doppelaufgabe ist von beiden Verfassern umsichtig und scharfsinnig, in der zuletzt genannten Richtung besonders durch religionspsychologische Klärung und Vertiefung der in der bisherigen Literatur vorliegenden Untersuchungen durchgeführt worden. Doch unterscheidet sich die Arbeit Nr. 2 zu ihrem Vorteil von der Arbeit Nr. 1 durch schärfere Problemstellungen und strengere Gedankenführung. Andererseits ist aber der Verfasser dieser Abhandlung nach seiner eigenen Angabe durch Erkrankung verhindert worden, die letzte Hand an seine Arbeit zu legen. Darum bedarf die Arbeit Nr. 2 der Dervollständigung und Umarbeitung. Gleichwohl hat ihr die Fakultät, unter der Voraussetzung, daß sie solche Umarbeitung noch erfahren wird, den vollen Preis zuerkannt.

Der Arbeit Nr. 1 dagegen hat sie nur als Anerkennung des aufgewandten Fleißes das Akzessit zuerkennen können. Dem Verfasser dieser Arbeit Nr. 1 mit dem Motto: „Wenn ihr's nicht fühlt usw.“ wird anheimgegeben, sich beim Dekan der Theologischen Fakultät zu melden, und dort seinen Namenszettel eröffnen zu lassen. Er wird alsdann einen vom Herrn Kurator bewilligten halben Zusatzpreis empfangen.

Als Verfasser der mit dem vollen Preise gekrönten Arbeit Nr. 2 mit dem Motto aus Schleiermacher: „Einen Zweck soll die Religion haben usw.“ ergibt die Öffnung des Umschlags: stud. theol. Georg Haas aus Hohenkarpfen (Württemberg). —

Die gestellte Preisaufgabe der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät: „Dogmengeschichtliche Darstellung des Gegensatzes von „Staat und Gesellschaft“ vom Mittelalter bis auf Hegel“ hat eine Bearbeitung gefunden, die das Stichwort trägt: »multum, non multa.«

Die Fakultät beurteilt diese Arbeit folgendermaßen:

Der Verfasser hätte das Thema erfolgreicher bearbeitet, wenn er versucht hätte, den bei dem Gegensatz von Staat und Gesellschaft in der neueren staatsphilosophischen Literatur vorausgesetztem Begriff von Gesellschaft festzustellen, um sodann das von ihm benutzte weitschichtige Material mit Hilfe dieses Begriffes zu sichten und zu gestalten. Dadurch daß er dies unterlassen hat, hat er seine Darstellung belastet, ohne über den bisherigen Stand der Wissenschaft wesentlich hinauszugelangen. Infolgedessen sieht sich die Fakultät nicht in der Lage, der Arbeit den vollen Preis zu zuerkennen. Mit Rücksicht auf die gute Form der Darstellung und den von dem Verfasser aufgewandten sehr lobenswerten Fleiß erkennt aber die Fakultät der Arbeit den halben Preis zu. Der Verfasser kann sich beim Dekan melden.

Die von der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät gestellte Preisaufgabe mit dem Wortlaut:

„Es ist bei Pilzen oder Bakterien die Abhängigkeit der Wachstumsgröße von der Quantität der Ernährungsfaktoren experimentell festzustellen und mit den an höheren Pflanzen gewonnenen Ergebnissen kritisch zu vergleichen“

hat eine Bearbeitung gefunden. Der Arbeit mit dem Kennwort: »Quidquid agis, prudenter agas et respice finem« wird der volle Preis zuerkannt.

Die Öffnung des Umschlags ergibt als Verfasser: stud. rer. nat. Rudolf Meyer aus Nienbüttel (Hannover). —

Für die von der Medizinischen Fakultät gestellte Preisaufgabe:

„Welche theoretischen und praktischen Folgerungen ergeben sich aus den Überpventilationsversuchen für die Neurologie?“
und für die von der Philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe:

„Die Buchgeschichte des Nibelungenliedes“
ist keine Bewerbungsschrift eingelaufen.

Für das Jahr 1926/27 sind die folgenden neuen Aufgaben gestellt worden:

Von der Theologischen Fakultät:

„Die Nachklänge der Predigten Luthers in den Liedern Paul Gerhards sind zu untersuchen.“

Von der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät:

„Die Bedeutung Kaiser Konstantins für die Entwicklung des römischen Privatrechts.“

Von der Medizinischen Fakultät:

„Die Behauptung, daß der graue Star durch medikamentöse Behandlung zum Stillstand oder zur Rückbildung gebracht werden könne, soll durch Vergleich des natürlichen Ablaufs dieser Krankheit mit den angeblichen Heilerfolgen auf ihre Richtigkeit geprüft werden.“

Von der Philosophischen Fakultät:

„Das Plusquamperfektum im Veda. Es ist alles zusammenzutragen, was zur Klärung der Frage dienen kann, und durch genaue Prüfung Fall für Fall festzustellen, ob das sogenannte Plusquamperfektum für den Veda anzuerkennen ist.“

Von der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät:

„Es soll die ultraviolette Eigenabsorption einfach gebauter Kristalle experimentell untersucht werden.“

Ich komme endlich zum Jahresbericht.

Wir haben zu beklagen den Tod von vier Kollegen, eines unserer besten und treuesten Beamten, des Universitäts-Verwaltungs-Obersekretärs Friedrich Fischer, der vier Jahre unserem Büro angehört hat, dazu den Verlust von sieben Studierenden.

Noch stehen wir alle unter dem erschütternden Eindruck des unerwarteten Heimangeses Karl Reifferscheids, Professors für Frauenheilkunde und Direktors unserer Frauenklinik. In der Vollkraft der Jahre, mitten aus der bis zuletzt heldenhaft geleisteten Arbeit heraus, ist er am 8. März uns entrisen worden; einer unserer segensreichsten Ärzte, unserer erfolgreichsten Dozenten, unserer liebenswürdigsten Kollegen. Um ihn trauert die ganze Stadt, nicht nur die Universität. — In Felix Klein, dessen lebhafter Geist, tätig bis zuletzt, den tragischen Kampf mit dem langsamen Absterben der irdischen Hülle am 23. Juni hat aufgeben müssen, hat nicht nur die mathematische Gruppe unserer Georgia Augusta, sondern seine ganze Generation ihren großen Führer und genialen Organisator verloren. Seinem universal ausgreifenden Geiste in

erster Linie verdankt Göttingen den Weltruf, den es als Zentrum mathematischer Studien heute überall genießt, und verdankt es das stetige Aufblühen unserer ganzen naturwissenschaftlichen Fakultät mit ihren zahlreichen glänzenden Instituten. — Achtundsiebzigjährig ist am 18. Juni der Professor der Kirchengeschichte, Nathanael Bonwetsch entschlafen, 30 Jahre hat er unserer Universität angehört, eine tiefinnerliche, durch und durch lautere und pastorale Natur. Das Studium der altchristlichen Literatur war sein eigenstes Gebiet, seine Kenntnis des slavischen Kirchenwesens wie der Kirchengeschichte des Ostens überhaupt, die ihm von seinem Geburtsort her in den deutschen Wolgakolonien vertraut waren, ein besonders geschätztes Gut. — Einer der ehrwürdigsten Stämme aus dem alten Eichenhain unserer Georgia Augusta ist mit Ernst Ehlers gefallen, dem Nestor der deutschen Zoologen, der am Silvestertag friedlich sein 90 jähriges Leben beschloß. Er war der Begründer unseres selten reichen zoologischen Institutes mit seiner hervorragenden Vogelsammlung, der Herausgeber der Zeitschrift für Zoologie 50 Jahre hindurch, ein warmer Freund auch der bildenden Kunst, eine Persönlichkeit voll Klarheit und vornehmer Zurückhaltung.

Zum 80. Geburtstag durften wir im April beglückwünschen Professor Dr. Friedrich Andreas, unserem hochverehrten Iranisten, und Professor Otto Freiberg, dessen hingebende Musikpflege Jahrzehnte hindurch unserer Universität zu Gute gekommen ist, die ihm dafür herzlichste Dankbarkeit bewahren wird, und dessen Name im Freiberg'schen Gesangsverein noch lange fortleben möge!

Durch Berufungen nach auswärts haben wir verloren 12 Kollegen:

Professor Dr. Karl Barth an die Universität Münster,
Professor Dr. Jgersheimer an die Universität Frankfurt,
Professor Dr. Haenisch an die Universität Leipzig,
Professor Dr. Oskar Hagen an die Universität Madison (Massachusetts),

Professor Dr. Angenheister als Abteilungsvorsteher an das Geodätische Institut in Potsdam,

Professor Dr. Gudden an die Universität Erlangen,

Professor Dr. Borsche an die Universität Frankfurt,

Privatdozent Dr. Glasdieck als Ordinarius an die Universität Jena.

Privatdozent Dr. Kneser als Ordinarius an die Universität Greifswald,

Privatdozent Dr. Hermann Wolfgang Beyer als Ordinarius an die Universität Greifswald,

Hilfsassistent Lic. Fascher als Privatdozent an die Universität Marburg.

Privatdozent Dr. Ruth, welcher hier einen Lehrauftrag für Handelsrecht hatte, ging nach Frankfurt zurück.

Unsere große Freude darüber, daß es gelungen ist, die Herren Proff. Wobbermin, Misch, Kühn und Nohl unserer Universität zu erhalten, daß sie alle unserer Georgia Augusta trotz starker Verlockungen von auswärts treu geblieben sind, soll auch hier aus dankbarem Herzen in aller Namen freudig ausgesprochen werden.

Als neue frische Kräfte sind durch Neuberufungen in unseren Kreis getreten:

in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät: als Nachfolger für Professor Dr. Müller-Erbach: Professor Dr. Julius von Gierke aus Halle für Handelsrecht, Bürgerliches Recht, Deutsche Rechtsgeschichte und Deutsches Privatrecht;

in der Philosophischen Fakultät Professor Dr. Rudolf Unger aus Breslau als Nachfolger des von seinen amtlichen Pflichten entbundenen Professors Dr. R. Weiffenfels: für Deutsche Philologie und Neuere deutsche Literaturgeschichte;

in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät Professor Dr. Gustav Herglotz aus Leipzig für angewandte Mathematik, als Nachfolger für Professor Dr. Carl Runge, der gleichfalls von seinen amtlichen Verpflichtungen entbunden wurde.

Außerdem haben sämtliche Fakultäten jungen Zuwachs erfahren durch im ganzen 12 Habilitationen, wovon allein 8 auf die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät entfallen.

Es haben die *venia legendi* erworben:

Lic. Dr. phil. Hermann Wolfgang Beyer für Kirchengeschichte und christliche Archäologie,

Dr. Albert Hölzge für Wirtschaftskunde und Wirtschaftsgeschichte,

Dr. Georg Kaboth für Frauenheilkunde,

Dr. Gustav Schellenberg für Botanik,

Dr. Gerhard Kraemer für klassische Archäologie,

Dr. Erich Bessel-Hagen und Dr. Karl Grandjot für Mathematik,

Dr. Friedrich Hund und Srl. Dr. Hertha Sponer für theoretische Physik,

Dr. Friedrich Dittmers für experimentelle Psychologie,

Dr. Paul Hesse für Landarbeitslehre,

Dr. Fritz Kögl für Chemie.

Ernannt wurden zu nichtbeamteten außerordentlichen Professoren die Privatdozenten:

Dr. Richard Honig, Dr. Walther Lehmann, Dr. Robert Meyer-Bisch, Dr. Karl Heinrich Bauer, Dr. Hermann Fraenkel, Dr. Gerhard Jander, Dr. Arpad Nadai.

Die Universität war vertreten durch den Rektor bei der 200-Jahrfeier der Russischen Akademie der Wissenschaften am 8.—15. September in Leningrad und Moskau, bei der 100-Jahrfeier der Technischen Hochschule Karlsruhe am 29./30. Oktober, bei dem Jubiläum des 150jährigen Bestehens der Bergakademie zu Clausthal am 3./4. November, auf dem Landtag der Landschaft Calenberg-Grubenhagen zu Hannover als Mitglied der ersten Kurie am 27. Februar, bei der Tagung der Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft in Aachen am 15.—18. April.

Die Gesamtzahl unserer Studierenden betrug im Sommersemester vorigen Jahres, 101 Hörer miteingerechnet, 2494. Im letzten Wintersemester, einschließlich 121 Hörer, 2429. Im gegenwärtigen Sommersemester hat die Frequenz, mit 104 Hörern einschließlich, die Ziffer 3014 erreicht, wobei allerdings noch mit einem größeren Abgang von Studierenden zu rechnen sein wird*). Ausländer haben wir in diesem Sommer etwa halbsoviele wie zuletzt vor dem Kriege: 73 — gegen 136 im Sommersemester 1914 —, darunter als größte nationale Gruppe 13 Vertreter Chinas.

Im Ganzen können wir ein entschiedenes Ansteigen der Frequenz feststellen. An diesem Anstieg nehmen, mit merkbarer Bevorzugung der Philosophischen Fakultät, auch die Damen teil, deren Zahl in den drei in Frage kommenden Semestern erst 225, dann 183, und jetzt 281 beträgt. Weitaus am stärksten frequentiert, ihre Schwesterfakultäten um das Doppelte bis zum Sechsfachen überragend und miteinander wetteifernd um den Rekord, stehen jetzt die Rechts- und Staatswissenschaftliche und die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät fast gleich stolz da: mit beiderseits etwa 1000 Studierenden**).

Die erneut einsetzende Verschärfung der allgemeinen wirtschaftlichen Not hat sich bei unseren Kommilitonen empfindlich bemerkbar gemacht. Die Einrichtung unseres Studentenhauses mit seiner Mensa, seinem Für-

*) Dieser hat sich erst nachträglich genau feststellen lassen. Nach dem zu Ende des Sommersemesters ausgegebenen amtlichen Namenverzeichnis beträgt die Frequenz dieses Semesters insgesamt 2720 Studierende.

***) Durch die eben erwähnten Abgänge haben sich naturgemäß auch diese Zahlen etwas verändert. Die Gesamtzahl der Studierenden Damen beträgt jetzt 271.

sorgeamt, seiner Krankenfürsorge, seiner Darlehnskasse und den anderen ihm zur Seite stehenden studentischen Ämtern hat sich als ein unschätzbare Segen, ja als eine unbedingte Notwendigkeit erwiesen, deren Institution wir nicht mehr missen könnten. Diese umfassende studentische Fürsorge wurde ermöglicht durch eigene Werbearbeit, durch starke Beihülfen seitens der Zentrale der Deutschen Wirtschaftshülfe in Dresden, durch die stete Hilfsbereitschaft unseres Göttinger Universitätsbundes, durch eine neue Stiftung unseres Ehrenbürgers Herrn Wilkes in New York, durch eine größere Spende der Industrie- und Handelskammer Göttingen in Verbindung mit dem hiesigen Arbeitgeberverband, durch Beiträge aus unserem Kollegenkreis, durch das Erträgnis dreier vom Rektor zum Besten des Studentenhauses gehaltenen Vorträge, sowie durch hochherzige Geschenke aus der weiteren Provinz Hannover.

Vor allem danke ich hier noch einmal den beiden Städten Hannover und Hildesheim, die darin vorbildlich vorangegangen sind; insbesondere der Industrie und Handelskammer in Hannover, dem Großhandelsbund Hannover, dem Herrn Oberbürgermeister Dr. Menge von Hannover, dann dem Magistrat und dem Herrn Oberbürgermeister Dr. Ehrlicher von Hildesheim, Seiner Hochwürden dem Herrn Bischof Dr. Ernst von Hildesheim, dem Ehrendoktor unserer Philosophischen Fakultät, Herrn Wilhelm Pelizäus in Hildesheim und ebenso dem Arbeitgeber- und Industrieverband Harburg. Am wenigsten aber möchte ich vergessen den Dank an unser hochverehrtes Ehrenmitglied Dr. Arning-Hannover für die immer rührige und freundschaftliche Fürsorge, ohne welche auch ein Teil jener Spenden kaum so reichlich geflossen wären.

Für die Verdoppelung der Summe, welche auf Anregung des Rektors die Landschaft Grubenhagen-Calenberg jährlich unserem Universitätsbund zur Verfügung stellt, darf ich ebenfalls hier ehrerbietigsten Dank sagen.

Die Studienstiftung des deutschen Volkes, welche besonders tüchtigen Studierenden zu Gute kommen soll, und deren Mittel ebenfalls durch die Zentrale der Dresdener Wirtschaftshülfe verwaltet und verteilt werden, hat im vergangenen Wintersemester 22, in diesem Sommersemester 36 Göttinger Studenten für ihre Studien ausgerüstet.

Was ich bei dem feierlichen Aktus des Handschlages einem Teil der neueintretenden Kommilitonen schon sagen konnte, möchte ich in dieser feierlichen Stunde noch einmal Allen sagen. Die Beihülfen, liebe Kommilitonen, die wir Ihnen in der jetzigen allgemeinen Not dank der großen Freundlichkeit unserer gütigen Geber darreichen können, werden Ihnen von Herzen gern gewährt. Ja, der Rektor möchte wünschen, daß ihm sein Füllhorn noch wesentlich reicher mit solchen Gaben gefüllt

werden könnte, wenn er an die Not derjenigen denkt, denen er trotz allem auch jetzt noch nicht helfen kann und durchaus helfen können sollte! Aber Ihr, die Ihr jetzt etwas hinnehmen könnt, vergeßt es nie, Ihr jungen Freunde, daß Ihr damit auch eine moralische Verpflichtung übernehmt, die Ihr einlösen könnt und sollt, wenn Ihr später dank dem, was Ihr hier auf Eurer Göttinger alma mater gelernt habt, in gesicherter Stellung seid. Dann denkt daran — das rufe ich Euch jetzt zu —, dann denkt an die Bedürftigen unter denen, die dann studieren, und helft deren Studium erleichtern, aus der Fülle dessen heraus, wozu Ihr jetzt hier den Grund legt, und in derselben Weise, wie man Euch jetzt hilft oder geholfen hat!

Ich spreche gewiß in Aller Namen, wenn ich hier noch — last not least — einen lauten und ganz besonders herzlichen Dank ausspreche unserem hochverehrten Herrn Kurator, Geheimrat Valentin, der die Interessen unserer Universität von Dozenten wie Studierenden, von Instituten wie Fakultäten, bei Berufungen wie bei Bewilligungen und oft unter größten Schwierigkeiten mannigfachster Art mit einer Unermüdblichkeit, Hingabe und geradezu freundschaftlichen Treue verfolgt und vertreten hat, um die uns jede Hochschule beneiden kann.

Endlich aber grüßen wir in dieser Stunde in zwiefacher Weise das in dieser Stunde zwiefach vor uns erschienene Haupt unserer Stadt. Wir grüßen es, wie es für die Vergangenheit vertreten ist in dem Herrn Alt-Oberbürgermeister Dr. Calso, und grüßen es, wie es heute zum ersten Mal unser Gast hier ist, in der Person seines Nachfolgers Herrn Oberbürgermeisters Dr. Jung.

Wir denken in dieser Stunde an alle treue und geistige Gemeinschaft, mit der die Stadt Göttingen Leid und Freud mit der Universität geteilt hat, nun bald zwei Jahrhunderte lang. Vor unseren Augen steht im Zusammenhang mit den heutigen Darlegungen das monumentale Geschenk, durch das die Stadt zu eben jenem Säkularfest von 1837 ihre Freude über die Neugestaltung der Universität in dem Denkmal des damaligen Landesherrn König Wilhelms IV. von Hannover unmittelbar vor unserem Hause zum Ausdruck gebracht hat. Wir gedenken der wiederholten Eingaben, mit denen die Stadt bald darauf im Wett-eifer mit der Universität die Zurückberufung der Göttinger Sieben bei der Regierung in Hannover herbeizuführen versucht hat. Wir gedenken, der jüngsten Vergangenheit uns zuwendend, aber vor allem dessen, was mehr als ein Menschenalter hindurch unser hochverehrter Herr Alt-Oberbürgermeister Dr. Calso unserer Georgia Augusta gewesen ist:

allen verständnisvollen Entgegenkommens bei unseren Wünschen, aller freundlichen Förderung unserer Bestrebungen, aller wertvollen und hochwillkommenen, durch ihn herbeigeführten auch materiellen Erleichterungen seitens der Städtischen Behörden in so mancherlei Hinsicht.

Ihnen, hochverehrter Herr Alt-Oberbürgermeister, hiefür den aufrichtigen Dank des Akademischen Senates, den Dank meiner sämtlichen Kollegen, den Dank endlich auch unserer Studierenden in dieser festlichen Stunde aussprechen zu dürfen, ist mir Herzensverlangen und hohe Freude.

Möchte uns solch gutes Einvernehmen, solches Hand in Handgehen miteinander stets vergönnt sein auch unter Ihrem Szepter, Herr Oberbürgermeister Dr. Jung! Seien Sie in allem, was das Wohl Göttingens betrifft, unseres besten Willens hierzu auf das herzlichste versichert und empfangen Sie zum Antritt Ihres hohen Amtes nun im Namen und angesichts unserer gesamten akademischen Corona für Ihre hiesige Tätigkeit die lebhaften Segenswünsche, die ich Ihnen bisher nur persönlich drüben im Rathaus habe aussprechen können!

Vereint wollen wir, Stadt und Universität, dem Vaterlande dienen, nach bestem Wissen und mit aller Treue, dem Vaterlande, dem ganzen Deutschland, zu dessen Lied wir uns nun erheben wollen, nach alten Brauch, mit neuer Zuversicht!



Anmerkungen.

1) Die einzige bisher zusammenfassende Nachricht und kurze Beschreibung ist in der zur Säkularfeier selbst 1837 herausgegebenen Universitäts-Festschrift (S. 3) und bei Österlen, Geschichte der Universität Göttingen IV. Bd. (1838) 73 ff. zu finden.

2) Carl Otfried Müller.

3) studierte in Göttingen 1793—94. Zusammen mit dem ihm gleichaltrigen Ludwig Tieck, doch blieb ihm sein damaliges Fachstudium der Jurisprudenz „eine fremde, schwerfaßliche Sache“. Umso eifriger betrieb er das Studium der älteren deutschen Literatur, auch Musik, und verkehrte auch viel mit D. Fiorillo, dem Maler und Kunsthistoriker. Vgl. Sulzer-Gebing in Allg. Deutsche Biogr. XL, 444 ff.

4) studierte in Göttingen 1792—94. Selbst Otfried Müller, der ihn 1819 in Dresden kennen lernte, schloß sich in inniger Freundschaft an ihn an.

5) Vgl. W. Wähold, Der Universitätsbau zu Halle und Friedrich Schinkel, Breslau 1913, Taf. 16—26, Seite 27 ff.

6) Vgl. Marianne Wnchgram, Der Göttinger Hain, 1922; besonders S. XII, XXVI und XXX.

7) Wähold a. a. O. S. 18 ff. Tafel 27—30.

8) Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengegeschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, I. 1763, S. 66, mit Verzeichnis der Schriften Peuthers.

9) Cours d'architecture, Amsterdam 1698, Ludwig XIV. gewidmet; grundlegend.

10) Vorrede. 11) Ebenda.

12) Beschrieben und abgebildet in der von dem Kanzler der Universität Joh. Lorenz von Mosheim herrührenden „Beschreibung der großen und denkwürdigen Feyer, die bei der Allerhöchsten Anwesenheit . . . Georgs des Andern in der Stadt Göttingen 1748 begangen ward“; Seite 14 ff.

13) Vgl. Eckstein in Allgem. Deutsch. Biographie IX, 97 ff. — Sauppe in „Göttinger Professoren“ (1872), S. 59 ff.

14) Im allgemeinen wenig bekannt ist, welch hohes Verdienst Gesner um J. S. Bach sich erworben hat, obwohl alles schon in Philipp Spitta's Bach-buch (II, 85—95) zu lesen ist. Gesner war es, der als Rektor der Leipziger Thomaner Bach, dem damaligen Cantor dieser seiner Thomaschule,

zurechthalf, der den Genius in ihm erkannte und den Verärgerten vor weiteren kleinlichen Maßnahmen des Leipziger Rates durch seine hohe Autorität bewahrte. So verdankt Bach lediglich Gesners freundschaftlichem Eintreten die glücklichsten Jahre seiner Leipziger Zeit. Bei der Einweihung des vergrößerten Schulgebäudes dort 1732 hielt Gesner die lateinische Weiherede, mit warmen Worten auch für die Musikpflege, und Bach führte dazu eine neue Cantate auf. „Jahre lang hat ihn (Gesner) der überwältigende Eindruck nicht verlassen, den das Wirken dieses mächtigen Künstlers auf ihn machte“. Als Gesner dann 1738 die *institutiones oratoriae Quintilian's* herausgab, gibt er in einer Anmerkung (zu I, 12, 3) voll lebendiger Anschaulichkeit Zeugnis von dem tiefen Eindruck, den Bachs gewaltiges Orgelspiel auf ihn gemacht hatte. Die Stelle ist als einzigartiges zeitgenössisches Dokument mehrfach ausgezogen worden und schließt mit dem Bekenntnis: „Ich bin sonst ein großer Verehrer des Altertums, aber ich glaube, daß mein Freund Bach viele Männer wie Orpheus und zwanzig Sänger wie Arion in sich schließt“. Auch Gesners anregende Genialität, seine lebenswürdige Menschlichkeit, seine Weisheit, sein feiner Takt, die ihm eigene Verbindung von milder Humanität und exakter Festigkeit, alles Vorzüge, die seinem Nachfolger Ernesti abgingen, wodurch sich auch alsbald Bachs Lage in Leipzig wieder verdüsterte, sind bei Ph. Spitta gut geschildert. „Er (Gesner) betrachtete zuerst wieder Form und Inhalt der alten Schriftsteller von höherem Gesichtspunkt aus und ließ die bildende Kraft derselben an sich und seinen Schülern lebendig werden“. Sein hohes pädagogisches Geschick verrät vielleicht am stärksten die vorsichtige und ernste Art, mit der er strafte. Die Achtung, die er beim Leipziger Rat genoß, war so groß, daß dieser ihn, da er zarter Konstitution war, so lange er weit ab wohnte, in eigener Sänfte zur Schule bringen und regelmäßig wieder nach Hause tragen ließ.

15) Geschichte der Philologie, S. 42 (in Gercke-Norden's Einleitung in die Altertumswissenschaft, Bd. I, Heft 1, 1921).

16) *Commentarii Societatis Göttingensis* IV, 1754, 24 ff. (*De marmore Cassellano gymnastico disputatio*) und II, 1752, 281 f., Taf. IV. Vgl. jetzt Marg. Bieber, Die antiken Skulpturen und Bronzen des Kgl. Museum Fridericianum in Cassel, 1915, S. 38 ff. nr. 80 u. 81.

17) So nach dem lateinischen Original bei Heeren, Chr. G. Henne biographisch dargestellt. Göttingen 1813, S. 74.

18) Vgl. Heeren a. a. O. S. 106 mit den dort gegebenen Belegen.

19) Die Bedeutung der vorausgegangenen Leidenszeit für Henne's spätere segensreiche Wirksamkeit, besonders in der Kunst Menschen zu behandeln, gut gewürdigt bei Heeren a. a. O. S. 68 f.; vgl. dazu S. 274 und 404.

20) So Höltz in einer Trauerrede auf den Tod Münchhausen; abgedruckt bei M. Wnchgram a. a. O. S. 19.

21) v. Wilamowitz a. a. O. S. 46.

22) Der jüngere Brandes im väterlichen Hause mitten unter Literatur und Kunst aufgewachsen, unter Henne's Augen — er wohnte in dessen Göt-

tinger Hause 1775—78, der damals auch sein Schwager wurde, — dann wissenschaftlich ausgebildet (Heeren S. 390) leistete Göttingen die größten Dienste in der Zeit der napoleonischen Kriege. „Hier wachte und sorgte Ernst Brandes. Er war einer der festen Köpfe, der nicht schwindelte, als alle schwindelten. Er sagte hier wie zu andren Dingen seine Meinung frei heraus und erhielt sich dadurch das öffentliche Zutrauen. Dies setzte ihn in den Stand viel wirken. . . . Es hat zu den größten Glücksfällen der Georgia Augusta gehört, daß sie in einem solchen Zeitalter einen solchen Stellvertreter hatte. Auch der Vater hätte das nicht getan, was damals der Sohn tat. . . . Wollte zuweilen der Faden der Geduld ihm reißen, so knüpfte Heyne ihn wieder an“ (Heeren S. 421/2).

23) Vgl. Heeren S. 100 f.: das wechselseitige sich Ergänzen Münchhausen's und Heyne's; über 500 Briefe Münchhausen's an Heyne erhalten. S. 144 ff. das Verhältnis Heyne's zu dem älteren Brandes; über 2000 Briefe von Brandes' Hand an Heyne vorhanden. S. 183 ff. Heyne's ungewöhnliche Geschäftstüchtigkeit. S. 393 ff. Heyne's Stellung dem jüngeren Brandes gegenüber. — Nach Heeren muß Heyne jährlich über 1000 Briefe zur Post gegeben haben. Heyne selbst bekennt Münchhausen gegenüber einmal, mehr zum Geschäftsmann als zum Gelehrten geboren zu sein. (Heeren S. 111 f. und 271); über seine Kunst des Dirigierens: S. 282.

24) Vgl. Heeren S. 124. Es war i. J. 1770; das Pädagogium zu Kloster Bergen bei Magdeburg sollte zu einer Musteranstalt in Erziehung und Unterricht umgestaltet werden. Nachdem der Abt Jerusalem abgelehnt, fiel die Wahl auf Heyne. Auch die sonstigen Bedingungen waren glänzend. Heyne schlug alles aus ohne irgend eine Zulage für Göttingen zu fordern.

25) Vgl. Heeren S. 380 ff. Der Ruf ging 1789 aus von dem Erbprinzen, dem späteren Herzog von Holstein-Augustenburg, der ihm eingehändig schrieb. Heyne sollte der Aufseher der Bildung der höheren Klasse eines ganzen Volkes werden; als Prokanzler der Universität Kopenhagen sollte er nicht nur diese, sondern die gelehrten Studien im ganzen Lande reformieren. Die Anerbietungen waren in jeder Beziehung die denkbar liberalsten. Er sollte selbst seine Bedingungen stellen. Heyne blieb in Göttingen — wieder ohne alle Zulage für sich selbst.

26) Zitiert bei Fr. W. Unger, Göttingen und die Georgia Augusta (1861) S. 90 ff. Vgl. Frensdorff in der Allgem. Deutsch. Biographie XXII, 723 ff. (v. Münchhausen).

27) Die Fürsorge für die Klosterschule zu Ilfeld begann mit der Inspektionsreise von 1770 (vgl. Heeren S. 114 ff. und 310 ff.), für das Göttinger Gymnasium (Gelehrte Stadtschule) 1798, für dasjenige der Stadt Hannover 1802; Clausthal sollte 1808 folgen, als die napoleonischen Kriege die weitere Entwicklung unterbrachen.

28) Vgl. Heeren S. 102 ff. und 290 ff.

29) Ebenda S. 116 ff. 256 ff. (S. 259 Redaktion der Gelehrten Anzeigen) und 306 ff. Heyne soll, gering gerechnet, 7—8000 Rezensionen geschrieben haben (S. 522).

30) Vgl. Prantl in Allgem. Deutsche Biographie XII, 375 ff.

31) Vgl. besonders Heeren S. 247/8.

32) Der ganze Passus, der sich auf die anderen damaligen Göttinger Größen bezieht, aus der Morning Post and Daily Advertiser vom 20. April 1775 zitiert bei Heeren S. 331 ff.

33) Vgl. Heeren S. 317 ff., 450.

34) Vgl. Heeren S. 186 ff.

35) Ebenda S. 188.

36) Ebenda.

37) Ebenda S. 222 und Henne selbst: Sammlung antiq. Aufsätze I, p. VII.

38) Heeren S. 143 u. 223. Vgl. Justi, Winkelmann² III, S. 201 ff.; Unger S. 179. Dazu bei Heeren S. 149 u. 151 die brieflichen Äußerungen des älteren Brandes: „Winkelmann hat bei mir einen wahren Nationalstolz erregt. . . . Hiernächst kann ich Ew. nicht genug bezeugen, wie sehr mich das übersandte Schreiben des Herrn Winkelmann vergnügt hat. Alles, was von diesem Manne kommt, ist interessant, zeugt von dem ausgebreitetsten Geschmacke und Gelehrsamkeit. Nur Briefe wie dieser können ihn schildern und die Bewunderung vergrößern, wie eine Pflanze von so dürrem Erdreiche und undankbarer Kultur von selbst so aufschließen und sich verbreiten könne.“

39) Ebenda S. 224.

40) Sammlung antiquarischer Aufsätze. Erstes Stück. Leipzig 1778. Vorwort S. IX u. X.

41) Vgl. Heeren S. 239 ff., 242 und besonders 247 ff.; dazu Unger S. 179 ff. Da heißt es: „Hennes Wirkksamkeit in dieser Richtung bildete eine notwendige Ergänzung zu den Leistungen Winkelmanns und sie wurde unmittelbar vom Kuratorium aus nicht nur begünstigt, sondern erweckt und gefördert, da der ältere Brandes einer der ersten Kenner und Sammler seiner Zeit und in der poetischen Auffassung der alten Literatur Henne vollkommen ebenbürtig war. . . . Der jüngere Brandes dachte über Kunst kaum anders. Auch er hielt die „Erweckung des Kunstsinnes, eines Sinnes, der besonders für den künftigen Genuß der höheren Stände so äußerst wichtig ist“, für eine wesentliche Aufgabe einer Universität, deren Ruhm ganz vorzüglich auf der Vorsorge beruhte, welche die Kuratoren auf die Erhaltung des blühenden Zustandes der philosophischen Fakultät wandten.“ „In gleichem Sinne stattete Henne seine Prachtausgabe des Homer aus. . . . Im selben künstlerischen Geiste schuf er die Sammlung von Gipsabgüssen und benutzte sie, um der Bibliothek eine geschmackvolle Zierde zu verleihen, die zugleich geeignet war, den Kunstsinne zu wecken und zu verbreiten, indem jedem Besucher einige der vorzüglichsten Kunstwerke vorgeführt wurden. Der untere Raum des östlichen Flügels (hinter dem Chor der ehemaligen Paulinerkirche) bildete einen dorischen Porticus, in dem der Apoll von Belvedere, der Laokoon und ein Faun aufgestellt waren. Später, als auch dieser feine, von J. H. Müller entworfene Porticus (Zeichnung bei den Univ.-Akten) verbaut war durch Bücher-Repositoryen, fanden die genannten Statuen zusammen mit dem Borghesischen Feciter und der großen Herkulanenserin oben im neuen historischen (Kirchen)-Saal angemessene Standplätze. Auf solche künst-

lerische Belegung seiner Bibliotheksräume ist Henne von Anfang an bedacht gewesen. Denn schon 1788 steht bei Pütter II, S. 221 zu lesen: „Die ganze Bibliothek ist schön erleuchtet, die Arkaden, durch welche die Säle verbunden, geben dem Ganzen eine edle Ansicht, und eben die Verteilung in mehreren durch Bögen verbundene Säle überrascht von Zeit zu Zeit das Auge mit einer neuen Aussicht. Die Arkaden sind überall mit Gipsbüsten nach guten Antiken ausgezieret, wodurch zugleich bewirkt wird, daß Studierende, welche sonst keine Gelegenheit dazu hatten, einige Begriffe von den schönen Kunstwerken erhalten.“ — Für die ersten Anfänge der Göttinger Abgußsammlung vgl. auch Fr. Wieseler, Die Sammlungen des archäologischen-numismatischen Instituts der Georg August-Universität. Göttingen 1859. S. 1 ff.

42) Vgl. v. Wilamowitz a. a. O. S. 45; Fr. G. Welcker, Zoëga's Leben, (Neudruck 1912 in den „Klassikern der Archäologie“) Bd. II. S. 11—16: Zoëga's Göttinger Zeit.

43) Nach J. M. Miller, wieder abgedruckt bei M. Weygram a. a. O. S. 110.

44) Vgl. Heeren S. 110.

45) Ebenda S. 411 u. 401.

46) Ebenda S. 411 ff. Nach Unger a. a. O. S. 180 hielt sich der jüngere Tischbein drei Jahre bei Henne in Göttingen auf.

47) Heeren S. 461.

48) Ebenda S. 92 ff.

49) Diese stattliche, aus dem Jahr 1331 stammende Dominikanerkirche diente in ihrer Gesamtheit nicht nur die ersten vier Jahrzehnte der Universität hindurch als Festaula, sondern bis 1803 auch als Universitätskirche. Erst da wurden — man hat 1801 sogar ihren völligen Abbruch erwogen (vgl. unten Anm. 100) — die akademischen Gottesdienste nach der Johanniskirche verlegt, wo sie bis zur Neuweiheung der Nikolaikirche als besondere Universitätskirche (1822) verblieben. Die horizontale Halbierung des mächtigen Kirchenraumes wurde beschlossen gelegentlich der ersten Anwesenheit Jérôme's in Göttingen 1808, durchgeführt bis 1812. Die untere Hälfte des ehemaligen Kirchenraumes erfuhr dann wiederum eine Zweiteilung: die vordere größere Hälfte, das Schiff umspannend, diente trotz der wenig würdigen, niedrigen Raumverhältnisse als verkleinerte Aula — so fand noch das Festbankett beim Jubiläum von 1837 hier statt —, der hintere Teil (der ehemalige Chor) wurde 1823 auf Otfried Müller's Antrag hin durch Univ.-Baumeister J. Heinrich Müller, der am 10. Aug. desselben Jahres mit sehr feinen Zeichnungen das darnach ausgearbeitete und genau beschriebene Projekt vorlegt, zum Antikensaal und archäologischen Hörsaal eingerichtet. Heeren, der O. Müller liebte und ihn förderte, wo er nur konnte, hatte den Plan in einem besonderen Schreiben vom 25. Juni dem Minister warm empfohlen: „... daß das Lokal auf das Vollkommenste zu dieser Bestimmung paßt und die Ausführung auch gar keine architektonischen Schwierigkeiten haben würde, wird aus den gegebenen Mitteilungen schon ersichtlich sein. Ein eigener Antikensaal wäre ohne Zweifel eine nicht geringe Zierde der Universität. Doch würde dieses allein mich nicht bewegen dafür zu stimmen. Ein höherer Gesicht-

punkt scheint mir dieser zu sein, daß das ganze Studium der Altertums- kunde, besonders aber der Kunstgeschichte dadurch nicht wenig würde gehoben werden. Jemehr dieses Sach das Band bildet, durch welches die Archäologie und Philologie auch bei den höheren Ständen sich Eingang verschafft hat, umso wichtiger scheint mir die Beförderung desselben gerade in unsern Tagen zu sein: da auch zugleich der oft gehörte Vorwurf, daß in Göttingen zu wenig für die Kunst geschehe, wenigstens zum Teil dadurch würde abgewälzt sein. Seine Vorlesungen über antike Kunst muß O. Müller schon von Anfang an in den Räumen der Bibliothek gehalten haben; denn schon im Mai 1820 schreibt er (Otto Kern, C. O. Müller, Lebensbild in Briefen an seine Eltern, 1904, S. 76): „Die Vorlesung halte ich früh um 8 Uhr in der Bibliothek selbst, in einem schönen hellen Saal mitten unter den Kupferwerken. Meine Stimmung ist dabei sehr heiter, munter, klar. Die Neuheit der Wissenschaft und die Aufmerksamkeit vorzüglicher Zuhörer regen mich an, und meine ganze Seele ist bei dem Geschäft.“ Zwanzig Jahre später, nach Otfried Müller's Tode, als die Bibliothek wieder weiter sich ausbreiten muß, und der tiefliegende Raum dumpf und feucht geworden war, siedeln die Abgüsse mit ihrem Hörsaal auf des neuen Univ.-Baumeisters Praël Vorschlag vom 3. Dez. 1843 in das Erdgeschoß des neuen Aula- gebäudes über, wo sie bis 1912 verblieben, um dann endlich in die jetzigen größeren und helleren Räume des neuen Seminargebäudes einzuziehen. Kupferstichkabinett, Gemäldeammlung und ein Atelier für Prof. Osterley waren ebenfalls 1845 im neuen Aulagebäude (oberes Stockwerk) eingezogen. Welche räumliche Verschlechterung jener Umzug in die „Aula“ für die Antiken-Sammlung bedeutete, steht bei Wiseler a. a. O. S. 9 ff. deutlich zu lesen.

50) Ebenda S. 441 ff.

51) Ebenda S. 444.

52) Am besten in der Mitte des Westendes, wo einst nach Henne's eigenem Vorschlag vom 20. März 1812 Jérômes große Marmorbüste gestanden hat.

53) Ebenda S. 427 ff.

54) Ebenda S. 429.

55) Ebenda S. 431 ff. Eben damals kam auch Kronprinz Ludwig von Bayern auf ein Jahr zum Studium an die Göttinger Universität.

56) Vgl. Unger, Göttingen und die Georgia Augusta (1861) S. 98 ff.; Vgl. Heinrich Thiersch, Friedr. Thiersch's Leben I, S. 43 ff.

57) Vgl. R. Kekulé, Das Leben Friedr. Gottl. Welkers, 1880.

58) Ein erster Versuch zur Schaffung eines archäologischen Zentral- organs. Vgl. Starck, Geschichte der Archäologie, 1880, S. 293.

59) Kekulé a. a. O. S. 150.

60) herausgegeben von R. Hamn, Berlin 1859.

61) Brief vom 18. März 1823, ebenda S. 102.

62) Brief vom Februar 1826, ebenda S. 134 u. 135.

63) wie Anm. 61.

64) Friedrich Thiersch's Leben I, 142; Hans Loewe, Friedrich Thiersch I, 334 ff.

65) Friedrich Lücke, Erinnerungen an Karl Otfried Müller. Göttingen 1841, S. 8.

66) Vgl. Karl Otfried Müller's kleine deutsche Schriften I, 1847, in den dort als Einleitung von seinem Bruder Eduard vorausgeschickten „Biographischen Erinnerungen“ S. XXXI.

67) a. a. O. S. 7.

68) Vgl. den 1883 herausgegebenen Briefwechsel zwischen August Böckh mit K. O. Müller; dazu Ernst Curtius in „Altertum und Gegenwart“ III² S. 156—175.

69) Brief Otfried Müllers an die Eltern vom 6. Aug. 1821 (also bald nach Beginn der griechischen Erhebung): „Meine ganze Seele hängt jetzt beständig an Griechenland, und wie ich gleich von Anfang an immer das Beste prophezeite, so freue ich mich mit Entzücken über alles, was die Erfüllung näher bringt“ (Kern S. 98). — Gleich der allererste Brief, den Müller (am 3. Nov. 1819) aus Göttingen nach Hause schrieb, berichtet von mit dort studierenden jungen Griechen angeknüpften Beziehungen (Kern S. 57).

70) Vgl. Lücke a. a. O. S. 42 ff.

71) Schreiben K. O. Müller's an das Universitäts-Kuratorium vom 3. Febr. 1839. Darin heißt es: „Jedoch ist es noch ein andres wissenschaftliches Bedürfnis, welches grade jetzt eine solche Reise mir so wünschenswerth macht, daß mir die planmäßige Vollendung meiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn davon abzuhängen scheint. Ich habe seit dem Beginne meiner schriftstellerischen Arbeiten eine umfassendere und tiefer eindringende Geschichte von Griechenland stets als Hauptaufgabe vor Augen gehabt. Nachdem ich zwanzig Jahre hindurch den größten Teil der Muße, die meine Berufsgeschäfte mir gestatteten, auf Studien für diesen Zweck gewendet, habe ich gegenwärtig das Bewußtsein, der Lösung jener Aufgabe ziemlich so gewachsen zu sein, als ich es nach meinen Kräften überhaupt werden kann, aber auch zugleich die Überzeugung, daß ich nicht lange säumen darf das Werk zu beginnen, wenn ich es meinem Entwurfe gemäß vollenden will. Für diese Unternehmung, und gerade für den Anfang derselben, ist die Kenntnis der Gegenden, ein anschauliches Bild von der Localität der alten Niederlassungen, und den noch vorhandenen Trümmern, eine unerläßliche Bedingung. Ich habe auf literarischem Wege mich so viel mit geographischen und topographischen Studien beschäftigt, und mich an allen historisch wichtigen Orten genau zu orientieren gesucht, daß ich nun das lebhafteste Bedürfnis empfinde, die Ergebnisse einsamer Forschung mit der Wirklichkeit zusammenzuhalten und darnach zu berichtigen. So sind unter diesen Umständen einige Monate in Griechenland für mein ganzes Leben von unschätzbbarer Wichtigkeit“. (Zuerst veröffentlicht von Karl Diltzen in seiner Rede zur Säkularfeier Otfried Müller's am 1. Dezember 1897, Göttingen 1898, S. 35.)

72) Deutsche Übersetzung der Grabrede bei den Akten des Universitäts-

Kuratoriums. — Über O. Müller's letzte Lebenstage am ergreifendsten und als Augenzeuge: Ernst Curtius, *Altertum und Gegenwart* II³, S. 247—255.

73) Otto Kern a. a. O. S. 340; Brief vom 8. April 1840 aus Athen.

74) C. J. Ranke, C. O. Müller, ein Lebensbild. (Jahresbericht über die Kgl. Realschule, Dorfschule und Elisabethschule zu Berlin, 1870, S. 19.) — Damals heißt es auch in einem Briefe Jacob Grimms: „Mir steht Müller die ganzen Tage über nach Gestalt, Stimme und allen Erinnerungen vor meiner Seele. Man kann wohl sagen, daß er eines schönen Todes gestorben ist und herrlich begraben liegt . . . Aber Welch ein kleiner Trost für das große Leid, das sein Tod erweckt, und Welch ein Jammer, daß er nicht wiederkehrt! . . . Uns und dem tiefer fühlenden Recht unsrer Gegenwart ist damit nicht geholfen. Ich wollte lieber, sein Grab wäre an barbarische Stätte gekommen, nachdem er noch lange in der Welt gewirkt und die ganze Ernte seines Ruhmes gehalten hätte . . . in das von ihm erfundene und gebaute Haus, über dessen Schwelle sein Fuß nicht wieder schreitet!“

75) a. a. O. S. 57 ff.

76) Auch darin ist O. Müller Schinkel ganz und gar geistesverwandt. Vgl. was Grisebach, Carl Friedr. Schinkel (1924) treffend über diesen (S. 86) anmerkt: „Abgesehen vom Kuppelraum ist Schinkel, wie beim Schauspielhaus, in der formalen Durchbildung seines Museums (Altes Museum Berlin) der jonischen Ausdrucksweise gefolgt. Nicht immer wörtlich, aber doch immer in ihrem Geist, der von allen Phasen der antiken Kunst seiner Natur am meisten verwandt war. Weder das dorisch Starkknochige und Gedrungene noch die dekorative Entfaltung der Spätzeit konnten damals sein Inneres in dem Maße erklingen lassen wie der beschwingte und zugleich präzise jonische Stil, der nach einem Wort des Joachim von Sandrart für heilige dient, „deren Leben zwischen Stärke und Zärte sich befunden“ . . . Die Säulenhalle (des Berliner Museums) hat, zum mindesten in Deutschland, damals nicht ihresgleichen. Als Schinkel, während das Museum im Bau war, den englischen Klassizismus an Ort und Stelle kennen lernte, konnte er dort einer Formauffassung begegnen, die an fraulicher Zartheit des Nachempfindens der seinigen verwandt war“.

77) C. O. Müller, *Die Dorier*, 2. Aufl., 1844, II, S. 394 ff.

78) Die Urlaubsgesuche mit Angabe der genauen Ziele dieser einzelnen Reisen aufbewahrt in den Akten des Kuratorialarchivs zu Göttingen; die Erlebnisse und Beobachtungen auf den Reisen niedergelegt in den von O. Kern veröffentlichten Briefen.

79) Vgl. Ranke a. a. O. S. 11.

80) Lücke a. a. O. S. 33 ff.; Diltgen a. a. O. S. 16 und 18. Ernst Curtius, der sie selbst mit erlebt, rühmt von diesen Stunden vor den Abgüssen der Elgin marbles in den hochgewölbten Räumen der Göttinger Bibliothek: „von diesen Vorträgen ist ein Strom geistigen Lebens in das deutsche Land ausgegangen, der von einer Generation zur anderen wirkt“.
(*Altertum und Gegenwart* II³, S. 257/8.)

81) Aus jenem Urlaubsgesuch vom 3. Februar 1839; im Archiv des Univ.-Kuratoriums Göttingen.

82) zitiert in K. Diltgen's Säcularrede auf Otf. Müller, S. 13. Vgl. Briefwechsel zwischen Böckh und Müller S. 36.

83) Vgl. die bei O. Kern veröffentlichten Briefe vom 10. Febr. 1835 an und die dort im Vorwort S. XIV mitgeteilte Gartenansicht des Hauses nach alter Zeichnung (Müllers selbst?). Dazu Lücke S. 35 ff.

84) Das Gebäude war als ursprünglich eines der für die Lehrer des schon vor Universität im alten Paulinerkloster eingerichteten Pädagogiums (Gymnasiums) bestimmten Wohnhäuser eines der ältesten für die Studien hier errichteten Gebäude und sehr schlicht. Der alte Pädagogiarth D. Heumann wohnte bis zu seinem Tode (1764) darin. Dann beherbergte es die unterdessen aus dem gegenüberliegenden Kollegiengebäude (eben dem alten umgebanten Paulinerkloster, das in der Folgezeit mehr und mehr aus einem Auditorienhaus zur Bibliothek wurde), vertriebenen Räume für Konzil, Sekretariat, Archiv, Karzer, Modellkammer, dazu ein größeres heizbares Auditorium — hier fanden im Winter die öffentlichen Konzerte statt —, endlich Hausmeisterwohnung und Waschstube. Anträge auf Abtragen des längst baufälligen und keiner Reparatur mehr werthen Hauses in den Kuratorialakten vom 22. Febr. 1823, 5. Febr. 1830, 16. Mai 1842. Damals schon heißt es: „Die Mitglieder des Gerichts, welche sich so oft in dem Konzilienhaus versammeln mußten, haben ihre früheren Plätze in den unteren Teil des Gerichtszimmers verlegt, wo die Beugung der Balken weniger drohend ist. Ebenso groß ist unsre Besorgnis in Rücksicht auf die feuergefährliche Anlage der Rauchfänge, zumal da um die äußerst kalten Zimmer zu erwärmen, sehr starke Heizung angewandt werden muß. Wie so höchst gefährlich aber der Ausbruch eines Feuers für die in den unter den Dächern liegenden Karzern etwa befindlichen und eingeschlossenen Studierenden sei, und die naheliegende Bibliothek und übrigen Institute bedrohen würde, bedarf keiner Ausführung“ (5. Febr. 1830). — „Das alte Konzilienhaus, schon durch die an den beiden Außenseiten angehängten Abtritte unwiderstehlich zum Abbruch bestimmt ist jetzt eine doppelt scheußliche Entstellung des edlen freien Platzes vor der Front des Bibliotheksgebäudes“. — Vgl. auch Pütter, Gelehrtengegeschichte, I, 21^a und II (1788), 240. — Zum Abbruch des alten Konzilienhaus und zum Bibliotheksneubau (1878—83) siehe Zeitschrift des Architekten- und Ingenieurvereins Hannover, Bd. 33, 1887, S. 157 ff.

85) Die Beratungen zogen sich über drei Jahre (1831—33) hin. Es ist das Verdienst des Univ.-Baumeisters Praël die Vorteile des jetzigen Platzes zuerst erkannt, klug verfochten und seinen Ankauf sehr vorsichtig gesichert zu haben. Es standen damals noch sechs andre Plätze in Frage. Gegen den Tuckermann'schen Platz, auf dem heute das Aulagebäude steht, führte man ins Feld seine angeblich sehr üble Lage: er sei zu abgelegen, ganz am Ostende der Stadt, weit entfernt von den Wohnungen fast aller Professoren und den meisten Instituten, dazu an einer Straße, die kein Durchreisender passiere und gerade der „Restauration“ (heute Studentenhaus) gegenüber! Das seien doch viel zu große Nachteile für Fleiß und Disziplin! Endlich im Frühjahr 1833 gelingt es diese Vorurteile zu überwinden: im Schreiben des Ministers Arnswaldt vom 23. Mai 1833 erhielt Praël den

Auftrag, für diesen Tuckermann'schen Platz die Pläne zu einem neuen Konzilienhause auszuarbeiten. Die Kuratorialakten enthalten für diese unmittelbare Vorgeschichte unsrer heutigen Aula viel Interessantes. frappant ist, wie man bei der Suche nach dem geeignetsten Platze damals schon auf eben die Stellen gekommen ist, welche in späterer Zeit für die verschiedensten Zwecke der Universität dann wirklich verwendet wurden. So der Platz am Leinakanal, wo jetzt das Institut für angewandte Mathematik steht (v. Werl-hof's Haus und Garten), am „neuen Markt“ die „Restauration“, also genau da, wo jetzt am Wilhelmsplatz das Studentenhaus steht (Umbau-Entwurf Praël's mit einem Auditorium maximum bei den Akten), und endlich genau die Stelle, wo jetzt das Auditorienhaus am Weendertor steht (projektiert von Praël: „Idee zur Stellung des Konzilienhauses am Weendertor, im Botanischen Garten“). Außerdem gibt es einen Vorschlag Praël's, eine ganz neue Bibliothek, als quadratischen Baublock mit vier Innenhöfen formiert, an das Gronertor zu stellen (da wo jetzt vor dem Hirtenbrunnen und der Tormache die prächtigen hohen Kastanien stehen). Beachtenswerter ist weiter ein Vorentwurf Praël's zum Aulagebäude am Wilhelmsplatz selbst („Praël proj.“) mit einem erläuternden Bericht vom 19. Febr. 1832. Der Grundriß zeigt die T-förmige Anlage wie auch später, aber noch vermehrt durch einen schmalen Trakt längs der Burgstraße (wo jetzt der Aulagarten sich hinzieht). Der Festsaal schon dreischiffig basilikal, mit Kathederestrade am Ende wie auch später, aber mit nur 6 dorischen unkannelierten Säulen beiderseits und 6 halbrunden Nischen in den Seitenschiffen. Der Querschnitt zeigt eine große halbrunde Tonne in Holz über dem Mittelschiff. Außer der Gemäldesammlung und dem Zoologischen Museum sollten noch 8 Hörsäle und 13 Karzeizellen im Gebäude untergebracht werden.

Die Bestimmung der Nebenräume auch in dem nachher wirklich aufgeführten Gebäude, das von Anfang an einer vierfachen Bestimmung dienen sollte — Ersatz zu bieten für das alte Konzilienhaus, Ersatz für die alte Aula, Ersatz für Privatauditorien und Platz für neue Sammlungsräume —, hat im Lauf der Jahrzehnte noch vielfach gewechselt. Der ganze Ostflügel war 1837 zunächst noch unausgebaut geblieben. Erst 1844 wurde er auf Karl Friedr. Hermann's, des Nachfolgers Otf. Müller's, Betreiben für die Gipse und Gemäldesammlung weiter ausgebaut. Im Westflügel lagen nach hinten wie heute die Hausmeisterwohnung, nach vorne die Fakultätsarchive, welche hier 1867 der archäologisch-numismatischen Sammlung Platz machen mußten. Der Promotionsaal wurde erst 1881 für die Senatsitzungen eingerichtet, seit 1886 auch für die Sitzungen der umfangreichen Philosophischen Fakultät verwendet. Für den Rektor gab es ebenfalls erst seit 1881 einen eignen Raum in diesem Hause, viel bescheidener als heute. Das Musikzimmer für die Übungen des Akademischen Gesangvereins gibt es erst seit 1885, einen Raum für das Institut der Leibesübungen seit 1924, ein eigenes Zimmer für den Universitätsrat erst seit dem laufenden Jahre.

86) Lücke a. a. O. S. 39.

87) Leider war es mir bisher trotz aller Nachfragen auch in Hannover und Hildesheim nicht möglich, die Verhandlungen über die künstlerischen Einzelheiten und die Zeichnungen für die Details, die doch auch vorhanden gewesen sein müssen, wieder aufzufinden. Das Aktenfaszikel des Staats-

Archiv Hannover „Hannover Des. 92, XXXIV, II, nr. 5“ enthält u. a. eine von H. Hunäus gezeichnete Frontansicht und zwei von H. Hesse ausgeführte Grundrisse, alles sehr sauber und von Praël dann signiert. Auch von 8 Blättern, welche das Univ.-Bauamt Göttingen besitzt, sind die 4, welche Ansichten und Schnitte geben, von Hunäus gezeichnet, die 4 andren mit den Grundrissen wieder von Hesse.

88) Diese Dekoration, welche auf unsrer Tafel (zu S. 19) zum erstenmal veröffentlicht wird, mit ihren Figuren in der Mitte der größeren Wandfelder (ApoU und die neun Musen), mit den zierlichen, kameenartig gemalten Göttermedallions an der Decke (Janus, die 12 Olympier, die beiden Dioskuren), die antithetischen Greifenpaare, mit der Leier und Schwan jeweils in ihrer Mitte, im oberen Wandfries sind ein ganz besonders schönes Beispiel „dorischer“ Art im Sinne Otfried Müller's. Zugleich ist die Anlehnung an Schinkel's Vorbilder (vgl. unten) wieder ganz evident. Zur Gliederung der durch die Malerei belebten Flächen im Ganzen vgl. das Häuschen am See in Glienecke (Schinkel, Sammlung von Entwürfen nr. 170); zum Motiv der antithetischen Tiergruppen: die Geländer der Berliner Schloßbrücke (ebenda Heft III, nr. 6) oder die Tiere im offenen Dachstuhl des Empfangssaales im Entwurf des Akropolispalastes (Tafel 9).

89) Vgl. Lücke S. 35.

90) In einem gegen eine vom damaligen Prorektor Gieseler ungeschickt angelegte Sitzung gerichteten Schreiben vom 28. Februar 1834.

91) Ebenfalls im Archiv des Univ.-Kuratoriums.

92) Vgl. das Aktenstück im Kuratorialarchiv vom 20. Nov. 1834 und O. Müller's Brief vom 10. Februar 1835 bei O. Kern. Die Deputation hoffte schon im Nov. 1834 empfangen zu werden. Damals richtete auch Heeren, dessen Stimme viel galt, auf Wunsch des Senates ein besonderes Schreiben an den Minister v. Ompteda. Darin heißt es: „Es ist aber nicht bloß das architektonische Bedürfnis, welcher hier eintritt, es ist ein in unsern Augen noch höheres: das der Würde und, wenn auch nicht des Glanzes, doch des Anstandes der Georgia Augusta, welches hier spricht . . . Wir dürfen bei einer so wichtigen Angelegenheit auch wohl den Wunsch aussprechen, daß vor der definitiven Annahme des Planes auch ein berühmter Architekt, sei es in Hannover oder auswärts, wie es noch im Jahre 1800 bei dem beschlossenen Bau des neuen Observatorium und großen Bibliotheksaales mit dem damals berühmten Weinbrenner geschah, zu Rate gezogen werden möchte. Wir fühlen es auf das Lebhafteste, wie umfassend die Forderungen sind, welche wir machen müßten, um der Würde der hohen Lehranstalt, die nun bald in ihr zweites Jahrhundert treten wird, nichts zu vergeben“.

93) Originaldekret des Königs Wilhelm IV. aus St. James vom 10. März 1835 an das Kabinettsministerium in Hannover in den Akten des Staatsarchivs zu Hannover; mit dem nachdrücklichen Schlußsatz: „Wir wiederholen, daß wir den Bau zur Eingangs gedachten Säkularfeier (1837) ganz beendigt zu sehen wünschen“.

94) Brief Praël's an die Kanzlei in Hannover vom 9. Okt. 1831.

95) Nachteile dieses raschen Bauens waren: das fast völlige Fehlen einer Unterkellerung, die Verwendung vielfach zu frischem Holz und harter Bruchsteine, besonders für die Zwischenmauern, an denen man jetzt nur sehr schwer etwas befestigen kann.

96) Über Borhecks (geb. 1751) Tätigkeit und seine Schriften vgl. die Göttinger Universitätsgeschichte (Pütter) II, S. 196 ff., III (Österlen) S. 382, IV (Salsfeld) S. 327.

97) Schreiben Borhecks vom 19. Febr. 1823 bei den Kuratorialakten.

98) Vgl. Hermann Schmitz, Berliner Baumeister vom Ausgang des 18. Jahrhunderts, Berlin 1914, S. 34 ff. — Niemeyer a. a. O. S. 14: David Gilly, „der bedeutendste Vertreter des geistig veredelten Zweckbaues“.

99) Vgl. meine kleine vom Univ.-Bund Göttingen herausgegebene Schrift zur Wiedereröffnung der Gemäldeammlung der Universität 1919, wo S. 22 ff. Borhecks Anteil an diesem Gebäude den angeblichen Ansprüchen des Chevalier de Merciat gegenüber gesichert wird.

100) Reiches Aktenmaterial im Archiv des Kuratoriums und des Sekretariats der Universität; Pläne und Ansichten auch nicht ausgeführter Teile wie der als Zentralbau gedachten neuen Univ.-Kirche und eines ebenso unausgeführten schmalen Traktes, längs der Paulinerstraße auf Pfeilerarkaden ruhend und auf ein Projekt Weinbrenners zurückgehend: in der Handschriftenabteilung der Bibliothek (Cod. Ms. hist. lit. 96, Folio). Borheck selbst war es gewesen, der für den gänzlichen Abbruch der Paulinerkirche gestimmt hatte, — um sie zu retten vor dem geplanten Umbau, den er mit seinem Empfinden als eine noch unverantwortlichere Entstellung ansah. Die Akten zeigen deutlich, wie sein Widerstand erst durch Beiziehung einer überlegenen Sachautorität von auswärts gebrochen werden konnte. So heißt es in Borheck's Bericht vom 12. Januar 1801 zu dem Projekt dieses Umbaues, dem es nach seiner Überzeugung an genügender Beleuchtung in der Mitte fehlen würde: „Betrachtet man ferner diese Anlage noch von Seiten des Anständigen, so dürfte über die Ausführung dieser Idee das Urteil der Kenner wohl nicht sehr günstig ausfallen. Denn jeder, der die Kirche von auswendig aufmerksam betrachtete, würde aus der vorgenommenen Änderung der Fenster und des eingezogenen Zwischengebälkes gleich auf ein verstümmeltes Werk schließen und es sich nicht erklären können, wie ein solcher Mißgriff gegen die Würde dieser so berühmten öffentlichen Anstalt möglich gewesen sei. Diese und ähnliche Urteile, welche auf eine unzweckmäßige Sparjamkeit von Seiten der Kgl. Regierung und auf eine große Geschmacklosigkeit des Universitätsarchitekten hindeuten würden, können nicht stattfinden, wenn das Kirchengebäude ganz abgebrochen und auf diesem Platz ein neuer Bibliotheksflügel aufgeführt wird, so wie auf Platte nr. I der Grundriß dazu (rot) angegeben ist“.

Ein Jahr später (15. März 1802) aber berichtet Heyne nach Hannover, offenbar unmittelbar nach dem Besuch der unterdessen herbeigerufenen Autorität aus Karlsruhe: „Die Gedanken des Oberbaudirektors Weinbrenner über eine bessere Einrichtung des Bibliotheksbaues haben uns hier sehr vernünftig und für den Zweck der Bibliothek vorteilhaft erschienen. Die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, welche anfangs gegen den Plan auf-

stießen, fielen bei ferneren Erläuterungen weg; hingegen kamen große Vorteile zum Vorschein, wenn die Kirche beibehalten wird, für deren Abbrechung man eine große Abneigung hatte, und nur deswegen nachgeben mußte, weil man für eine zweckmäßige Einrichtung gar keine Idee hatte. Das architektonische Genie von Weinbrenner hat sie bald gefunden . . . Mir war bange, wie der Oberbaukommissar Borheck die Sache aufnehmen würde. Es gelang mir aber, ihn für die Idee zu gewinnen, sodaß er nun mit dem ganzen Herzen in den Plan hineingeht und von dieser Seite kein Hindernis zu befürchten erscheint. Er hat auch bereits die Ausmessung übernommen . . .“
— Für das Weitere siehe Anm. 108.

101) Vgl. Österley a. a. O. S. 481 ff. Grundsteinlegung 1803, Vollendung erst 1816. Vieles bieten dazu noch die Kuratorialakten. So zu einem Schreiben Heynes vom 2. Mai 1802 eine Zeichnung Borhecks, datiert 1801, zu einem wesentlich kleineren aber auch schon klassizistischem Bau, noch ohne Kuppel, mit freier Terrasse auf Pfeilerarkaden.

102) Erbaut 1787—91, abgebildet als Titelkupfer in »Fixarum praeicipuarum catalogus novus . . . auctore Francisco de Zach, Gothae 1792«. Das Vorbild für Göttingen ist in allen wesentlichen Zügen der Bauanlage, in Aufbau und Raumgruppierung unverkennbar; nur ist der Stil einfacher, anspruchsloser.

103) Erbaut 1771—74, abgebildet als Titelkupfer bei Mannet, *Astronomical observations made by the Radcliffe Observatory in the year 1840*, vol. I, Oxford 1842. Die hufeisenförmige Anlage des Ganzen auch hier schon. Der Mitteltrakt mit hohem Oktogon — nach dem antiken Vorbild des sog. Windeturms in Athen offenbar — zeigt den kühlen vornehmen frühklassizistischen Stil (Vorempire), wie er für England charakteristisch ist.

104) So schon in einem Schreiben an Heyne vom 8. Juli 1802. Dann in den seinem, im (folgenden angeführten) großen Manuskript beigegebenen Tuschzeichnungen. Dazu in dessen Text auf S. 18 links: „Aber welchen Charakter muß eine Sternwarte haben? Diese Frage finde ich nirgends beantwortet; ich glaube aber, daß ein edler fester Charakter, der auf die Einbildungskraft wirkt und Stoff zum Nachdenken gibt, der Bestimmung dieses Gebäudes am angemessensten sein dürfte“. Und S. 21 links: „ . . . damit das Äußere des Gebäudes seiner Bestimmung entsprechend werde, . . . soll die dorische Säulenordnung zugrunde gelegt werden, weil diese dazu geeignet ist, nicht nur ein dauerhaftes, sondern auch ein edles Einsehen zu geben“.

105) Sie ist vollständig druckfertig und trägt den Titel „Grundsätze über die Anlage neuer Sternwarten mit Beziehung auf die Sternwarte der Universität Göttingen. Mit 6 Kupfertafeln. 1805“. Dem in unsrer Sternwarte aufbewahrten Folioband sind dann nach andren Tafelvorlagen beigegeben worden. Es wird auch berichtet von dem Mißgeschick dieser Abhandlung, die 1803, als der Bau selbst infolge des Krieges ins Stocken gekommen, ausgearbeitet zunächst in Heynes Hände kam, der sich in der teuren Zeit vergeblich bemühte, einen Verleger dafür zu finden. Nach allerlei Irrfahrten kam das Ms. erst 1812 wieder in Borhecks Hände, als

er den nun hochgehenden Bau in wesentlicher Vereinfachung antraf. „Bei Besichtigung des in den Umfassungs- und Scheidewänden beinahe vollendeten Baues fand ich, daß man der Hauptfäçade eine andre Dekoration gegeben, die dorischen Wandpfeiler und Fenstereinfassungen weggelassen und alles schlicht gemacht hatte. Damit nun diese aus bloßem Kunstneid gewählte Abänderung der Dauerhaftigkeit nicht schade, so hat man die ganze Vorderfäçade von Sandsteinquadern aufgeführt und den übrigen Umfassungsmauern durch einen Bewurf und Anstrich mit Leimfarbe das Ansehen von Quadermauern zu geben gesucht. Diese Abweichung von der reinen dorischen Ordnung hat sich auch auf die beiden freien Säulen des Haupteingangs und des Kranzgesims erstreckt“.

106) Über Stieglitz vgl. Schnorr v. Carolsfeld in der Allg. Deutschen Biographie. In seiner 1792 erschienenen „Encyklopädie der bürgerlichen Baukunst“ steht mitten unter lauter technischen Einzelheiten und klassizistischen Phantasieentwürfen als einziger der Wirklichkeit entnommener und als Muster einer guten Neuanlage dieser Art (Bd. IV, S. 23 ff., Fig. 1 u. 2) ausführlich beschriebene Bau: die Seeberger Sternwarte bei Gotha — wohl der erste Fingerzeig für Borheck bei seinem neuen Bauauftrag! Zu Stieglitzens italienisierenden Idealpalästen in seinen „Zeichnungen zur schönen Baukunst“ (1798) vgl. P. Klopfer, Von Palladio bis Schinkel S. 183 ff.

107) Es muß zwischen dem 12. und 15. März 1802 gewesen sein. Die Kuratorialakten enthalten eine Kassenanweisung vom 2. April 1802, wonach die Reiseauslagen und Diäten für Weinbrenner dem Hofbauverwalter Witting mit 19 Reichstalern vergütet werden. Der Karlsruher Oberbaudirektor wurde damals in herrschaftlichem Wagen von Westerhof über Northeim nach Göttingen abgeholt und in derselben Weise nach Einbeck zurückgeleitet.

108) Wichtiges Material im Archiv des Univ.-Kuratoriums und in der Handschriftenabteilung der Univ.-Bibliothek. Schon am 15. März 1802 berichtet Heyne, wie schon in Anm. 100 erwähnt, über Weinbrenner's Idee, die Paulinerkirche umzubauen. Schon am 18. März erteilen die Hofräte in Hannover darauf Borheck die Anweisung, die Kirche zur Anfertigung der nötigen Pläne genau auszumessen. Am 22. Dez. meldet Heyne den Hofräten, daß Weinbrenner — dieser war damals viel beschäftigt mit dem Ausbau Karlsruhe's — noch immer nichts geschickt habe. Am 29. Dez. 1802 setzt ihm der Minister auf Anraten Heynes, der im Falle entgültigen Versagens von Weinbrenner's Seite schon vorschlug, sich an Jussow in Cassel zu wenden, einen äußersten Termin bis zum 21. Januar 1803. Am 3. März meldet er, Weinbrenner habe nun geschickt. Am 31. März schreiben die Hofräte Heynen ihre Zustimmung. Denn das Steingewölbe sei ein guter Schutz gegen Feuergefahr und die Bibliothek brauche dann auf lange hinaus keine Erweiterung. Am 24. März schickt Borheck seinen Bericht und Kostenvoranschlag dazu ein. Er schlägt auch vor die Emporen abzubrechen und die geheimen Gemächer (Klosets) wegzulassen: „In allen übrigen Teilen habe ich mir um so weniger irgend einer Abweichung erlauben dürfen, da alles den Lokalumständen so zweckmäßig und mit architektonischem Genie angeordnet ist, daß jede Veränderung die schöne Anlage verderben würde“. Am 27. April

schickt Minister Arnswaldt die Weinbrenner'schen Risse (von W. selbst signiert, jetzt in der Göttinger Univ.-Bibl.) an Borheck zurück. Dieser empfiehlt die Anbringung des großen Spitzbogenfensters über dem zu vermauernden Kirchenportal an der Giebelseite, wie es dann auch wirklich zur Ausführung kam. Der Umbau kam aber erst in der westfälischen Zeit unter Jérôme in den Jahren 1810—12 zur Verwirklichung.

109) Heyne berichtet am 2. Mai 1812 von zwei Projekten zur neuen Sternwarte: dem Borhecks von 1801 für eine Stelle unmittelbar am Wall (siehe oben Anm. 101) und einem Weinbrenner's für ein festeres Gelände weiter draußen vor dem Wall gelegen. Dieser Fingerzeig war maßgebend. Als Borheck einen für diesen Platz eigenen neuen Entwurf ausgearbeitet hat, fragt Heyne am 8. Juli 1802 beim Minister Arnswaldt an, ob dieser Entwurf „in architektonischer Rücksicht dem Oberbaudirektor Weinbrenner mitgeteilt werden soll?“ Am gleichen Tage schreibt Borheck an Heyne bei der Überreichung seines eigenen neuen Planes: „... dem Äußerem des Gebäudes fehlt der einer Sternwarte eigentümliche erhabene Charakter und ich wünsche aufrichtig, daß dieser von dem in der schönen Baukunst berühmten Architekt Weinbrenner bestimmt werden möchte, damit auch das Äußere den großen Zweck des Gebäudes ausdrückt und der ganz tadellosen inneren Einrichtung entspricht. Der dadurch entstehende Zeitverlust ist nur scheinbar, indem in dieser Zwischenzeit der Ankauf der Grundstücke in Richtigkeit gebracht und Vorbereitungen zum zeitigen Anfang des Baues im künftigen Frühjahr gemacht werden können.“ — Ob Weinbrenner wirklich Gelegenheit bekam, Borheck's Entwurf zu prüfen, scheint mir zweifelhaft, da ein Gutachten des Oberamtmanns Schröter über Borheck's neuen Entwurf schon am 16. Juli dieser Möglichkeit entgegentritt, „weil sonst leicht Verbesserungen vorgeschlagen werden könnten, die den astronomischen Zwecken nicht entsprächen.“ Statt dessen solle sich Borheck ganz unmittelbar an das Vorbild der Seeburger Sternwarte (Gotha) halten als an „ein Muster, welchem der Architekt keine wesentliche Verbesserung geben kann.“ Borheck reiste dann auch wirklich nach Gotha und besah sich alles an Ort und Stelle. — Später, nach der oben S. 21 und Anm. 101 erwähnten Bauunterbrechung, wurde die Sternwarte vollendet durch den neuen jungen Univ.-Baumeister Justus Heinrich Müller (1814—25) aus Cassel, einem Schüler des letzten der großen Casseler Baumeister, Jussow's, desselben der Wilhelmshöhe fertig gebaut hat, und von dem auch der gigantische Entwurf der nie zur Wirklichkeit gewordenen Chattenburg in Cassel her stammt. J. H. Müller, in unsren Akten wegen seiner Geschicklichkeit, tätigen Tüchtigkeit und seines feinen Geschmacks besonders gerühmt, ist auch der Erbauer unsres heutigen Theatrum anatomicum. D. h. nur der klassisch schöne Entwurf, der Jussow's gediegene Schule verrät, und auf den vielleicht die von Langhans 1789 in Berlin erbaute Tierarzneischule (Querschnitt und Grundriß bei Herm. Schmitz, Berliner Baumeister des 18. Jhs., Seite 32) nicht ohne Einfluß gewesen ist, rührt von ihm her. Die Fertigstellung des Baues hat J. H. Müller nicht mehr erlebt; er starb an den Folgen einer tödlichen Erkältung, die der eifrige Mann sich eben bei diesem Bau zuzog, schon 1825. Seine Arbeit brachte erst 1827—29 Praël zu Ende. Vgl. die von dem damaligen Direktor der Anatomie, Langenbeck, 1829 herausgegebene Göttinger Fest-

chrift „Novum Theatrum anatomicum, quod Gottingae est ...“ (mit 5 Tafeln).

110) Vgl. Artur Valdenaire, Friedrich Weinbrenner² 1926, Seite 72 ff. Weinbrenner war zweimal im Hannoverschen. Zuerst kam er im März 1800 zu eingehender Untersuchung der Gefängnisse und Verbesserung ihrer hygienischen Einrichtungen (Entwürfe für Springe und Nienburg, auch zu einem Lyzeum und einem Theater in Hannover). Dann von Januar bis März 1802, da sich die hannoversche Regierung „seiner reifen Einsichten und seiner seltenen Geschicklichkeit in sehr wichtigen Bauangelegenheiten zu bedienen wünschte“. Den Umbau der Göttinger Univ.-Kirche zur Bibliothek erwähnt Valdenaire nur ganz kurz auf Seite 277. Weinbrenners Urlaubsgesuch vom 15. Dez. 1801 an den Markgrafen von Baden zu jener zweiten hannoverschen Reise hat Valdenaire im Wortlaut veröffentlicht in „Friedr. Weinbrenner, Briefe und Aufsätze“ 1926, Seite 83.

111) Den Univ.-Akten nach kam Otto Praël damals aus Hannoversch-Münden, doch scheint die Familie in Hildesheim zu wurzeln, wo ein Bruder Medizinalrat und Leibmedikus des Bischofs war († 1840). Praël war zuerst Landbauverwalter der Landschaft Calenberg-Grubenhagen. Er liegt mit den Seinen auf dem Albanfriedhof in Göttingen begraben, wo vier hohe schwarze gußeiserne Kreuze, von gemeinsamem Gitter umgeben, ernst zum nahen Schildweg herüberschauen. Das Haus Nr. 8 am Anfang der Weender Landstraße rechts, ein anmutiges Beispiel bescheidenen Göttinger Wohntyps in leichter Antikisierung, soll er für sich selbst erbaut haben.

112) Vgl. jetzt die Würdigung durch H. Vollmer im Allg. Künstlerlexikon XVI (1923), 90 ff.

113) Geboren in der Nähe von Quersfurt 1787. Baukommissar in Göttingen seit 1837, gestorben hier 1853. Selbst in Rothert's Allgemeiner Hannoverscher Biographie II, 572/3 werden als von Rohns erbaut aufgeführt in Göttingen: Sternwarte, Anatomie, Aula, Ernst August-Hospital. Ebenso auch in dem nach einem im Göttinger Geschichtsverein gehaltenen Vortrag von dem Lehrer Herm. Benseler als Lebensbild von Rohns 1900 herausgegebenen Heftchen. Das Naivste steht da auf S. 17, wo es wörtlich heißt: „Es wurde der Bau der Aula beschlossen und Rohns mit demselben beauftragt. Er veranlaßte dann den berühmten Bildhauer Bandel das Giebelfeld auszuführen.“ Wirklich von ihm entworfen und ausgeführt sind die jetzt verschwundene „Restauration am Neumarkt“ (Wilhelmsplatz) außen mit schlanken jonischen Pilastern, das daran angrenzende Kanzleigebäude (Amtsgericht), das vieleckige Badehaus vor dem Albanitor, der Mittelbau des Volksgartenrestaurants am Hainberg (wieder mit Pilastergliederung außen), die alte Kaserne vor dem Geismartor (in Anlehnung an Bauten Krahe's in Braunschweig?).

114) Die Belege dafür in den Kostenvoranschlägen, Baukontrakten und Lieferungsverträgen bei den Akten der Universität.

115) Vgl. jetzt Bleibaum im Allgem. Künstlerlexikon (1926). — Nach Berichten J. H. Müller's vom Juni 1810 u. 1811 bei den Göttinger Kuratorialakten müssen damals nach der Bestimmung des als von Cassel aus zuständigen Herrn Generalbauinspektors Jussow an der Sternwarte die Funda-

mente der Säulenhalle als zu schlecht noch einmal ausgebrochen und erneuert werden.

116) Noch immer gibt es keine Würdigung von G. E. Laves, wie er sie verdient. Vgl. den Artikel Erwin Rosenthal's im Hannov. Anzeiger, 2. Beilage zu Nr. 62 (Sonntag 14. März) 1926. Seine Hauptstärke lag mehr im Technisch-konstruktiven als rein Künstlerischem. Doch ist z. B. die Fassade seines Wangenheim'schen Palais in Hannover künstlerisch auch sehr beachtenswert.

117) So billigte er die Zeichnungen zu den von Bildhauer und Vergolder Hengst ausgeführten schweren Bilderrahmen für die Abschlußwand der Aula mit den Fürstenbildern (April 1837).

118) Siegfried Giedion, Spätbarocker und romantischer Klassizismus, 1922, S. 3: „In Schinkel ersteht der erste deutsche Architekt von internationalem Einfluß.“ — „Fast die gesamte Bauschönheit des Jahrhunderts ist mit dem einen Namen (Schinkel) umfaßt.“ (Wilh. Niemeyer: Fr. Gillh, Fr. Schinkel und der Formbegriff des deutschen Klassizismus in der Baukunst, in Mitt. des Kunstgewerbevereins Hamburg, Okt. 1912, Seite 2).

119) Vgl. die Kassettendecke mit ihren Rauten und Rundmotiven im Soper des Schauspielhauses in Berlin (1826). Schinkel, Sammlung von Entwürfen nr. 16 und 18.

120) Ebenda nr. 12 die jonischen Säulen mit Palmettenhals (wie am Erechtheion) auf den Emporen. Dieselben im Alten Museum (1831) (nr. 100—105), im Projekt zur Kirche auf dem Werderschen Markt (1826), Heft VIII nr. 1—4 und zu Schloß Krzereswice (Heft VII, nr. 4). Dann die Säulen der Seitenschiffe und Emporen der dreischiffig basilikal angelegten Kirche in der Oranienburger Vorstadt (1829), Heft XIV, nr. 89 u. 90.

121) Vgl. die Metallgeländer mit Blütenkelchen im Palais für den Prinzen Wilhelm am Opernplatz. (Neue Folge Heft 1); das feine Spiralarankengeländer wie eine Attika als oberer Abschluß am Entwurf für das neue Schauspielhaus in Hamburg (nr. 75). Reicher die Geländer mit Akanthusranken oben am Treppenpodest in der Vorhalle des Alten Museums (Entwürfe nr. 105—108). Dazu „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“ I, Blatt 29 u. 30 (Akanthusranken u. Palmetten, gezeichnet von Schinkel).

122) Vgl. die beiden Greifen mit der Lyra über dem Portal der Singakademie (1823) und den Singschwan über der Leier am Firstakroter ebenda (Entwürfe II). Dazu den Schwan über der Leier zwischen zwei Greifen in „Vorbilder für Fabrikanten u. Handwerker 3. Berlin“ 1831, sorgfältige Stiche nach Antiken, von M. Mauch. Blatt 9 u. 12.

123) Vgl. Sammlung von Möbelentwürfen, erfunden von Schinkel, herausgegeben von E. Lohde, Potsdam 1852 (Neue Aufl.). Taf. I, 4—6 Sessel mit rotem Lederüberzug, sehr ähnlich wie in Göttingen; steifer die Form: Tafel II, 1—3; noch mehr Empire: Taf. III u. ff. Die erste Auflage war schon 1835 erschienen, nach Nagler unter dem Titel: Schinkels Meubelentwürfe, welche bei Einrichtung prinziplicher Wohnungen in den letzten zehn Jahren ausgeführt wurden.

124) Nach dem Vorbild der Nordtüre des Erechtheions in Athen. Diese bekannt gemacht in den Vorbildern für Fabrikanten u. Handwerker. Suppl. I, 6. Wiederverwendet in Schinkels Akropolispalast-Entwurf Taf. 10.

125) Vgl. die jonischen Pilaster mit Antenkäpiteln im Alten Museum. (Entwürfe nr. 105 ff.). Neue Wache-Dresden (nr. 144). Im Akropolisentwurf Taf. 9 und 10. Ebenso im Vestibül eines fürstlichen Wohnhauses: Schinkel, Grundlage der praktischen Baukunst I. Teil, Maurerkunst. Berlin 1834, Taf. 26.

126) Ebenda Taf. 26 (4 dorische Säulen im Vestibül) und Taf. 42 (dorisches Perikl). Dorische Säulen mit glattem Fußreif — eine Schinkelsche Spezialität — genau wie in Göttingen (oberer Vorraum): Schlößchen in Tegel (Entwürfe Heft IV, 2); am Trinkbrunnen in Aachen — da auch dieselbe von Pästum übernommene blattgefüllte Halskehlung unter dem Echinus der Säule (IV, 6); Leipziger Platz-Torwache (VIII, 6); Kleine Kirche (IX, 68; Porticus außen); 69 (innen); Charlottenhof (nr. 110; Porticus). Sehr verwandt dem Göttinger Treppenhausvorplatz oben erscheint auch derjenige des Schlosses in Weimar von Heinrich Gentz (1802—4). Vgl. H. Schmitz a. a. O. Seite 250.

127) Vgl. die Fassade der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin, Entwürfe Heft III, 5 (1822); das Landhaus Behrend in Charlottenburg, Heft V, 6 (1824); die kleine Kirche auf dem Gesundbrunnen in Berlin (1834), ebenda nr. 138: außen 4 Pilaster an der Front, je 7 an den Langseiten; dazu innen 2 an der Apsis. Jonische Pilaster derselben Art am Tambour der Kuppel der Nikolaikirche in Potsdam nr. 133.

128) Besonders verwandt der schon genannte Entwurf II einer Kirche in der Oranienburger Vorstadt (1829), Entwürfe nr. 89 u. 90: dreischiffig, doch ohne Apsis, nur mit gerader Abschlußwand. Auf den (doppelten) Emporen ansteigende Sitzreihen, an der Eingangswand drei große Türen nebeneinander, davor jonischer Porticus mit vier Säulen in antis.

129) Vgl. außerdem die Palmettenakroterien am Giebel: Sternwarte-Berlin (nr. 154); Akropolispalast Taf. 4. Die Anthemienfriese: nach „Antike Vorbilder für Fabrikanten usw.“ I, Blatt 8, in Stuck ausgeführt im Palais des Prinzen Wilhelm, Entwürfe nr. 100 und 153/4. Das Motiv des mit Rosetten durchsetzten Mäanderfrieses (wie im Göttinger Treppenhaus): an der Berliner Bauakademie nr. 185/6. — Die antikisierenden Bilderrahmen: Vorbilder usw. II, Blatt 10—13 (von Schinkel entworfen). — An der Fassade der Artillerie- und Ingenieurschule die Folge von: Orthostatensockel, Rustikawand mit glatt-rahmenlos eingeschnittenen Fensteröffnungen, aber schwer gerahmter Tür: Entwürfe Heft III, 5.

Wie ungeheuer stark die Expansionskraft der Schinkelschen Formenwelt damals war, darf man auch aus zwei in dem Jahrzehnt nach Erbauung unserer Aula erschienenen Publikationen schließen, welche ihre Massenverbreitung in billigstem Material empfahlen: „Zinkguß-Ornamente, neue Zeichnungen von Schinkel, Persius usw. Zum Gebrauch für Architekten, Bauhandwerker . . .“ herausg. von Moritz Geiß, Berlin 1841—50, mit Vorwort von Schinkel selbst. Und: „Ornamente und Skulpturen nach Zeichnungen von

Persius, Schinkel . . . aus Chausféesand und Terrakotta gefertigt in der Fabrik von Ernst March-Charlottenburg." 1848.

Eine gute Übersicht über die durch Schinkel aufs Neue der Gegenwart nahe gebrachte Formenwelt der antiken Architektur gibt das in 4 Hefen 1832—45 herausgebrachte Werk seines Schülers Matth. Mauch aus Ulm: „Vergleichende Darstellung griechischer Bauordnungen“. Die feinen Pilasterkapitelle, welche O. Müller und Hunäus für unsere „kleine Aula“ so sinnreich umgebildet haben durch Einfügung des Käuzchens in die Mitte, waren schon durch die schöne Publikation der Society of dilettant: *Jonian Antiquities* (1769) chap. III, pl. VII—VIII bekannt. Ebenda pl. IX—X hatte man auch aus demselben Apollotempel von Didyma das Friesmotiv der antithetischen Greifenpaare mit der Leier zwischen ihnen gefunden, das so wirkungsvoll im Sitzungszimmer der Gesellschaft der Wissenschaften wieder verwendet ist. Dies Heiligtum der Wissenschaft konnte O. Müller gar nicht apollinisch genug ausfallen. Die Figuren Apolls und der neun Musen hat sicher Österley auf die Mitte der Wandfelder gesetzt, der ja auch für O. Müllers „Denkmäler der alten Kunst“ alle Tafeln gezeichnet hat.

130) So Graf Raczynski im Todesjahre Schinkels (1841), zitiert bei Aug. Grisebach, C. Fr. Schinkel S. 8.

131) So nach den Akten der Universität. Z. B. Reskript des Ministers v. Arnswaldt vom 22. Juni 1825, zitiert auch bei Wieseler a. a. O. S. 2.

132) Bevor Karl Österley, der Maler, als außerordentlicher Professor dafür berufen worden war. Zu O. Müllers Liebe zur neueren Kunst und Poesie, besonders Goethe und Tieck, vgl. Lücke S. 36.

133) In „Erinnerungen aus den Jahren 1816—17“ heißt es in der Beilage der Allg. Zeitung 1841 nr. 79: „Berlin gab ihm in einzelnen Gebäuden den ersten edlen Blick antiker Form, aus dem nachbildenden Leben selbst gekommen, zu der sein eigenes unwiderstehlich sich hinwenden sollte: Opernhaus und Brandenburger Thor, oder Parthenon und Propyläen, begrenzten schon damals seinen geschäftigen Tag.“

134) Das Urlaubsgesuch O. Müllers vom 31. Aug. 1830 zu einer Reise nach Berlin zum „Studium der in dem eben eröffneten Kgl. preussischen Museum aufgestellten Antiken“ bei den Göttinger Kuratorialakten.

135) Beide stammen aus Pastorenfamilien und sind leuchtende Beispiele dafür, welcher Segen harmonischer Geistes- und Gemütsverfassung von deutschen Pfarrhäusern ausgehen kann. Beide im vorletzten Jahrzehnt des 18. Jhs. geboren sind sie beide auch bald hintereinander und zu früh heimgegangen (Schinkel 1781—1841, Otfried Müller 1787—1840). Dasselbe Jahr, das O. Müller jäh dahinraffte, legte auch Schinkel mit tödlicher Gehirnkrankheit lahm.

Zu Otfried Müller: „Rasch floß seine Rede dahin; sie offenbarte im Gespräch eine heitere Gemütsstimmung, freundlich wohlwollenden Sinn, edle Bescheidenheit gepaart mit Selbstvertrauen und Zuversicht, im Streit über wissenschaftliche Ansichten bei aller Glut der Überzeugung innere Ruhe, Vorsicht und Besonnenheit. Ein Hauch jungfräulicher Unschuld, Reinheit und Keuschheit lag klar über seinem ganzen Wesen ausgebreitet.“ (Ranke S. 5).

„Überall hat er nach seinem innersten Wesen Milde im Urteil, Bescheidenheit und Zurückhaltung und jenen edlen Sinn gezeigt, der sich lieber verlegen läßt als andre verlegt.“ (Ebenda S. 11). „Seine freie Rede ergoß sich in klarem, lebendigem Strome und enthüllte zugleich mit dem erhabenen Gegenstande die eigene Natur, die Verwandtschaft seines Geistes mit dem Geiste von Hellas, den Umfang seines Wissens und seiner Erkenntnis. Sein ganzes Leben schien wie eingetaucht in eine alte, längst untergegangene, nun von ihm wieder erweckte und ins Leben gerufene Welt.“ (S. 12). „Eine sechzehnstündige tägliche Arbeit war ihm nicht zuviel, nie sah man ihn abgespannt oder angegriffen (S. 4). „Von Müller weiß ich kein unschönes Wort, selbst im lebhaftesten Streit (Lücke S. 11). „Ein jungfräulicher Atem wehte durch seinen Tag und man fühlte in seiner Nähe die wunderbare Berührung eines auch in den stillen Gedanken der Phantasie keusch sich bewahrenden Menschen.“ (Beilage der Allg. Zeitg. 1841, nr. 79). „... man konnte zweifelhaft werden, ob das natürliche Genie in ihm größer war oder die durch glücklichen Fleiß und konzentrierte Arbeit erworbene Bildung. Es war eben beides in ihm auf das glücklichste vereinigt ... er war an ererbtem und erworbenem Geisteskapital gleich reich und mächtig.“ (Lücke S. 14). „Er wußte, wer er war und was er bedeutete; aber es lag ein edles Maß in seinem Geiste, welches allen Hochmut und tumultuarischen Trotz der Jugendlichkeit fernhielt.“ (Lücke S. 8). „Eine edle schlanke Gestalt mit behendem, fast geflügeltem Gange, fein und anmutig freundlich in seinen Manieren, zuvorkommend und gefällig, ohne alles Andringen, mit offenem, freiem Blicke, der oft etwas besonders scharf Aufmerkendes, gleichsam fein Hinhörendes hatte ... (Ebenda S. 13). „... in der Tat ein Liebling der Götter.“ (S. 15). — „Zeit lebens erschien O. Müller seinen Freunden wie ein Sonntagskind. Mit Recht. Zu dem wundervollen Gleichmaß der Gaben, mit denen die Natur ihn ausgestattet ... gesellten sich nicht minder glückliche Lebensfügungen.“ (K. Diltgen S. 5). „Das Bild eines Mannes, durchdrungen vom heiligen Eifer der Forschung, strahlend vom reinen Glück der Arbeit, ein echter Apostel des Griechentums, das ihm die helle Heiterkeit, die lautere Jugendgesundheit geschenkt zu haben schien, das ihm das Maß aller Dinge geworden.“ (Ebenda S. 16).

Zu Schinkel: „In seinen Bewegungen war ein Adel und ein Gleichmaß, in seinem Munde ein Lächeln, auf seiner Stirn eine Klarheit, in seinem Auge eine Tiefe und ein Feuer, daß man sich schon durch seine bloße Erscheinung zu ihm hingezogen fühlte. Größer aber noch war die Gewalt seines Wortes, wenn das, was ihn innerlich beschäftigte, unwillkürlich und unvorbereitet auf seine Lippen trat. Dann öffneten sich die Pforten der Schönheit ... Die Bilder eines idealen Lebens, wie wir uns Griechenland in den Zeiten seiner schönsten Blüte so gerne vorstellen, zogen klar und beseligend an uns vorüber ... Der Eindruck, den die schönsten Stellen in Winkelmanns Schriften nach dem Leben in uns hinterlassen, gibt ungefähr einen Begriff der Stimmung, welche durch Schinkels Worte angeregt wurde.“ (Fr. Kugler, K. Fr. Schinkel, Berlin 1842, S. V—VI). — „Die gesunde Einseitigkeit des Urteils, die starken Epochen eigentümlich ist, besitzt Schinkel nicht, das ist eine Mitgift der Zeit, in die er hineingeboren wurde. Aber auch seine individuelle Veranlagung kam dem entgegen. Er war keine

schroffe Natur, die mit ausgeprägtem Selbstbewußtsein ins Leben trat. Er fühlte sich als Erbe einer reichhaltigen Vergangenheit, der zunächst einmal erwerben will, um zu besitzen. Und zugleich regt sich doch in dem Jüngling bereits ein Verlangen, das für den Mann von bedeutender Entscheidung werden sollte: das Erbe zu mehren." (Grisebach S. 18). „In der regen Begierde, etwas Neues zu lernen, in der Biegsamkeit und Empfindlichkeit seines Geistes für Aufnahme neuer künstlerischer Eindrücke ist er immer der Jüngling geblieben." Waagen (S. 18). „Zu einer eisernen Ausdauer auch für unangenehmste Arbeiten hatte er selbst sich erzogen." (S. 21). Die lebenswürdige Bescheidenheit seines Auftretens, der gehaltvolle Enthusiasmus seines Wesens erleichtern ihm den künstlerischen Aufstieg. Der Staatsrat Nicolovius spricht von Schinkels „raphaelischer Freundlichkeit." (S. 13). „Der Kern seines Wesens blieb von der Welt der romantischen Freunde unberührt. Alles Chaotische war ihm zuwider, darin ist er Goethe verwandt." (S. 16/7). „Der Grundzug seines Wesens ... ist ohne Frage der des klassisch gestimmten Menschen ... weil Klarheit und Ordnung ihm Bedürfnis und alles Subjektivistische ihm fremd war." (S. 186). „... frei, edel, bescheiden, so lebt er hier in aller Gedächtnis." (D. Gruppe). „Schinkels Ausdrucksweise war einfach und fließend und von überraschender Klarheit ... der Tadel war doch immer in die mildeste Form gekleidet. Zu heftigen Ausdrücken ließ er sich nie hinreißen, widersprechende Ansichten suchte er stets zu vermitteln ... Schinkels Persönlichkeit war das vollendete Bild echter Humanität." (S. 22). „Seiner Natur fehlte jeder revolutionäre Zug." (S. 26). „Die Begeisterung, aus welcher Schinkels Schöpfungen hervorgingen, war bei ihm nicht, wie dies sonst öfter der Fall ist, ein im Moment des Empfindens schnell auflooderndes, aber bei der Ausführung allmählich erlöschendes Feuer, sondern sie glich der ruhigen, still, aber eindeutig und dauernd wirkenden Lebenswärme." Waagen (S. 28). Auf S. 102 spricht Grisebach von Schinkels Landhäusern und ihrem bezaubernden Ausdruck und trifft dabei vorzüglich Schinkels innerstes Wesen: „zart und gemessen zugleich, schmiegsam und dazu bestimmt, still aber nicht stumm, in sich ruhend, aber nicht verschlossen, wohl durchdacht, aber nicht erklügelt. Natur und Empfindung halten sich die Wage." „Unaufdringlich, besinnlich und still stehen seine Schöpfungen unter denen seiner Zeitgenossen. Wer aber ein inneres Verhältnis zu ihnen gewonnen hat, der empfindet beglückt und dankbar das Lebenselement dieses männlich beherrschten und zugleich fraulich zarten Geistes." (S. 187).

136) Wilhelm von Humboldts Zuneigung hatte Schinkel bereits in Rom (1803—04) gewonnen. Ihm hatte er es vor allem zu verdanken, daß er dann 1810 als Assessor in die Preußische Bauverwaltung eintrat. (Grisebach S. 17). Humboldt hat ihn auch in das Institut de France in Paris eingeführt, dem er schon seit 1824 als auswärtiges Mitglied angehört hatte. (S. 19). Goethe hat Schinkel 1815 kennen gelernt und verfolgte von da ab mit dauernder Zuneigung das Wirken des „vorzüglichen Mannes." (S. 14/15; ebenda Schinkels Eindruck über seinen Besuch bei Goethe). 1820 besuchte Schinkel Goethe abermals, zusammen mit Rauch und Tieck und legte ihm seine Entwürfe zum Berliner Schauspielhaus vor; ebenso 1824 die Pläne zum dortigen Antikenmuseum, über die Goethe

„seinen vollkommensten Beifall umständlich und deutlich ausspricht.“ (Nach dem Tagebuch Rauchs, bei Grisebach S. 17).

137) „Die einfachen Formen der griechischen Architektur in ihrer klaren Gesetzmäßigkeit sind es, von denen Schinkel vorzugsweise ausgeht. Aber er ist kein Kopist dieser Formen; er hat vielmehr ihr inneres Wesen in sich aufgenommen und schafft lebendig und frei aus dem Geiste der griechischen Kunst heraus ...“ (Kugler S. 94). — „Bei all seinem Einfühlungsvermögen in die verschiedenen Jahrhunderte empfand Schinkel ... in der antiken Kultur die Verkörperung des höchsten Ideals, das den Menschen zu verwirklichen vergönnt war. Er kannte Griechenland aus eigener Anschauung nicht. Über Italien aber sah er in seiner Erinnerung den Abglanz der griechischen Sonne leuchten, und dem Dank für dieses Erlebnis gab er Gestalt in dem großen Gemälde von 1825, der „Blüte Griechenlands“, das, wie Waagen mitteilt, als eine Nachwirkung der italienischen Reise entstanden ist.“ (S. 18). — „Darum gab er sich willig dem neuen Ideal hin, das in den Gesichtskreis der Zeit getreten war: der griechischen Architektur, die ward ihm die ursprüngliche und reine Quelle, alles Spätere erschien abgeleitet und getrübt. In ihr sah er den „Charakter der Unschuld“ bewahrt, eine von fremden Elementen freie Entwicklung ... schöpferische Naivität, die fand Schinkel in der griechischen Kunst. Sie kam vor allem dem entgegen, was seiner Wesensart am meisten entsprach. Wenn er sich der römischen Antike nicht oder nur in geringerem Maße zugewendet hat, so geschah das aus innerem Widerstreben, nicht nur auf dem Weg der Reflexion. Das Römische in der Form, wie es seine Zeit (z. B. Weinbrenner) sah, war ihm zu schwer, zu laut, zu prunkhaft.“ S. 182 ff.). Das Studium des Griechischen erschien ihm „unerlässlich als Grundlage für die höhere sittliche Ausbildung des Menschen.“ (S. 184).

138) Schinkel, Werke der höheren Baukunst für die Ausführung erfunden und dargestellt. Friedrich Wilhelm IV. gewidmet. (Schlußlieferung Potsdam 1840. 10 Tafeln). Vgl. dazu Grisebach S. 160 ff. Das Schreiben Schinkels dazu an den Kronprinzen Maximilian von Bayern: bei A. v. Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß III. Bd. S. 332—335.

139) Das Schreiben Schinkels dazu an die Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland, eine Tochter der Königin Luise: bei A. v. Wolzogen III. Bd. S. 336—341. „In diesem Schreiben spricht er die Hoffnung aus, Orianda möchte befruchtend auf die allgemeine Kulturentwicklung in Rußland wirken. Er fühlte auch bei dieser Aufgabe das Bedürfnis sein Werk in einen großen Zusammenhang einzuordnen. Es hat ihm stets widerstrebt mit seinem Schaffen abseits vom Wege zu stehen. ... Nirgends sonst hat sich die romantische Sehnsucht nach einer Wiedergeburt klassischer Schönheit so ergreifend verkörpert wie in diesem Werk seines Alters.“ (Grisebach S. 174).

140) Der Mittelbau tritt den flankierenden Flügeln gegenüber, die zu schwer gehalten sind, nicht selbständig und bedeutend genug hervor. — Dem im Staatsarchiv zu Hannover befindlichen Entwurf Praëls zufolge, hatte dieser zuerst Pilaster mit richtig jonischen Volutenkapitellen geplant; der

fertige Bau zeigt heute statt dessen Antenkapitelle mit Anthemienverzierung, wie z. B. auch Schinkels Entwurf für die neue Wache in Dresden (nr. 144).

141) Brief Praëls vom 18. April 1838 an Lüpke (Kabinet in Hannover): „In diesen beiden Jahren (1836/37) hat derselbe (Hunaeus) mir täglich bei dem Bau des Universitätsgebäudes, welcher bekanntlich rasch betrieben werden mußte, geholfen und oft ganze Nächte hindurch gearbeitet. Für alle diese Mühe hat er nichts erhalten. Hätte ich seine Hilfe nicht gehabt, so hätte ein zweiter (Bau)kondukteur angestellt werden müssen, welcher die Baukasse an 500 Taler gekostet hätte. . . . Es ist gewiß billig, wenn der junge Mann eine Remuneration erhält. 40 Louisdor halte ich nicht für zuviel . . . zumal er durch das Modellieren der vielen im Universitätsgebäude angebrachten Stukkaturarbeiten der Baukasse bedeutende Summen erspart, auch im allgemeinen sehr viel dazu beigetragen hat, daß der Bau so solide und wohlfeil ausgeführt ist.“ Diesen Antrag ließ Oberbaurat Hagemann in Hannover, dem die Oberleitung des Göttinger Universitätsbaues übertragen war, volle drei Jahre lang liegen. Endlich am 12. Febr. 1841 gibt er ihn befürwortend an das Ministerium weiter und schlägt eine Remuneration von 150 Talern vor: „Bezeugen kann ich, daß Hunaeus bei dem Bau des Univ.-Gebäudes, namentlich in der Anordnung der Dekoration im Äußeren wie im Innern dem Landbauinspektor Praël die wesentlichste Assistenz geleistet hat, und es, wenn auch der Bildhauer Bandel mit darauf einwirkte, zunächst seiner Geschicklichkeit im Zeichnen und Modellieren sowie seinem großen Fleiße beigemessen werden kann, daß in gedachter Dekoration mit geringen Geldmitteln sehr viel und in kurzer Zeit hat geleistet werden können.“ Erst am 5. Mai 1841, nach einem nochmaligen Gesuch von Hunaeus selbst an das Univ.-Kuratorium, werden ihm die 150 Taler genehmigt und ausgezahlt.

Diese finanzielle Kehrseite der sonst durchweg so harmonischen Bauunternehmung wiederholt sich, wenn auch nicht ganz so bitter, in der Hinauszögerung und knappen Zuschneidung des Honorars bei Praël selbst. Hagemann, der Chef, bezog als Zeichen völliger Anerkennung seiner Verdienste um den Bau schon im November 1837 eine Vergütung von 400 Talern in Gold, Praël nur 200 Taler. Erst im März 1838 auf seine besondere Eingabe hin dann nochmal 100 Taler. (Akten des Kuratoriums).

Für die Leistung von Hunaeus in den Stukkaturen vgl. auch die Wertschätzung Osterleys in einem Brief an Lüpke vom 20. Febr. 1837: „Auf den Wunsch Hagemanns habe ich einer Konferenz mit den Herrn Hofrat Müller, Hofrat Meyer, Bauinspektor Praël und den Dekorationsmalern beigewohnt, um die ersten Probemalereien an der Decke zu besichtigen. Sämtliche Mitglieder der Konferenz waren einstimmig der Ansicht, daß die vorhandenen sehr schönen Stukkaturarbeiten als die hauptsächlichste Dekoration angesehen werden müßten, die durch die Malereien nur noch gehoben werden, sodaß die Malerei hier mehr als der Skulptur dienend erscheint, um auf diesem Wege den Eindruck von würdevoller Größe des Raumes hervorzubringen.“

Ob dieser damals noch junge, hoffnungsvolle Architekt Hermann Hunaeus derselbe ist, wie der spätere Kriegsbaurat und Geh. Regierungs- und Baurat

in Hannover, welcher außer anderen großen Aufgaben auch den Umbau des dortigen Welfenschlosses nach mannigfachen Vorprojekten zu Ende der siebziger Jahre durchgeführt hat, wird sich noch gewiß feststellen lassen. Vgl. Rothert, Allg. Hannov. Biographie I 348.

142) Vgl. die schon anfangs zitierte Monographie Wäzolds.

143) Als Werkstattarbeit nur eingeschätzt auch von Grisebach S. 198. Vgl. Wäzold a. a. O. S. 40 u. 45: "... ist es meiner Ansicht nach nicht mehr möglich, ihm (Schinkel) das von Zwirner entworfene, von Matthias inspirierte Gebäude zuzuschreiben, wenn es auch Merkmale seines Stiles aufweist." — "... es war eben doch kein organisches architektonisches Gebilde geworden, sondern gleichsam ein Torso ohne Arme ..." — Zur Verwendung Schinkelscher Geländermotive in Halle (wie in Göttingen) vgl. ebenda S. 42.

144) Am 15. Februar 1835 berichtet Hagemann unter Vorlage einer Mappe mit vier Planchen Praëls dem Univ.-Kuratorium in Hannover: „Prorektor und Hofrat Müller haben den Wunsch ausgesprochen, daß die Geldmittel es verstaten möchten, die Hauptfassade des Gebäudes noch mehr und zwar durch einen vortretenden Portikus auszuzeichnen, zur Charakterisierung der Würde des Baues. Mehr im Stile würde es auch sein, das Giebelfeldtympanon statt mit einer Inschrift mit einem allegorischen Bas- oder Hautrelief zu versehen von erprobter Künstlerhand und dauerhaftem Material.“

Am 25. März 1835 berichtet Hagemann aufs neue: „Ich darf nicht unterlassen, hier den Wunsch einiger Mitglieder der Universität zu wiederholen, daß das Univ.-Gebäude statt wie im Risse und Anschlag (Praëls) angenommen, mit einer Pilasterstellung jonischer Ordnung durch einen Portikus von Säulen gleicher Ordnung ausgezeichnet werde. Einer solchen Auszeichnung kann ich im Allgemeinen nur das Wort reden, die Bedenken dagegen aber halte ich mich ebensowohl verpflichtet dem Kgl. Universitätscuratorio untertänig vorzutragen. Sie sind folgende:

1) daß der Anschlag dadurch um 2500 Reichstaler erhöht werden müsse, wie früher schon angegeben.

2) daß durch die Anlage des Portikus der Bau einen nicht geringen Aufenthalt finden würde, zumal gute Quadern, wie sie zu den Säulen erforderlich sind, seltener im Bruche vorkommen.

3) daß solche Anlage einen noch erheblicheren Vorsprung des mittleren Teils der Hauptfassade in den Marktplatz erfordern würde, der nicht im Verhältnis mit der Masse sein möchte, welche die Flügel in ihrer Länge darbieten, und ein solcher Vorsprung leicht Veranlassung geben könnte, eine Beihilfe zur Pflasterung des ganzen neuen Marktes aus der Universitätskasse in Anspruch zu nehmen ... besonders aber

4) daß nur wenige Standpunkte in der gewöhnlichen Passage vorhanden sind, von denen aus — bei der Höhe, in welcher sich der Portikus über den Unterbau erhebt — ein solcher Portikus einen gehörigen Effekt machen würde. Einen positiven Nutzen kann der Portikus nicht gewähren. ...“

Es liegt auf der Hand, wie hinfällig die unter 3) und 4) gemachten

Einwände sind. Gerade dem freien Platz gegenüber wäre das Säulenmotiv wohl angezeigt gewesen.

145) Durch Schreiben des Ministeriums vom 4. April 1835 an Oberbaurat Hagemann.

146) Solch kannellierte Pilaster sind schon in der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jhs. ein sehr beliebtes Motiv der Fassadengliederung, besonders beim Mittelrisalit. Gute Abbildungen z. B. bei Schmitz, Berliner Baumeister:

Berlin, Opernhaus (1743): S. 13 und 17 (v. Knobelsdorf)

" Ephraim'sches Haus (1762): S. 78

" Schloß Bellevue (1785): S. 108 (Boumann)

Potsdam, Neues Palais (1763—70): S. 24 (die ganze Front entlang)

Wörlitz, Gerätehaus im Park: S. 134 (v. Erdmansdorff)

Berlin, Prinzessinnenpalais (1811): S. 41 (Gentz; glatte Pilaster)

Von Haus aus sind diese kannellierten Pilaster ein Motiv für Innenräume, wo sie stets sehr gut und reich wirken:

Potsdam, Marmorpalais, (1790): S. 31

Schloß Friedrichsfelde (1785): S. 113—115.

Dessau, Schloß (1767): S. 127.

Weimar, Schloß (1798): S. 255.

Schinkel verwendet das Motiv ebenfalls häufig. Siehe oben Anm. 127 und dazu für außen: Singakademie (Heft III, nr. 2—3); Potsdam, Nikolaikirche (nr. 133); innen: Tanzsaal des Potsdamer Kasinos (Grisebach S. 93 Abb. 52); Palais Reden (nr. 143) und im Empfangssaal des Akropolispalastentwurfes (ebenda S. 165 Abb. 98).

147) Anleitung für Bürgerliche Baukunst², Augsburg 1762 und 64, in den Vorreden zu Teil I und II.

148) Zuerst, im Jahr 1835, war das figürliche Giebelfeld gleichzeitig mit dem Portikus aus Sparsamkeit glatt abgelehnt worden.

149) Hagemann berichtet am 16. Januar an das Univ.-Kuratorium: „Ich darf die Hoffnung hegen, daß das Ganze (das Gebäude) trotz seiner Einfachheit in den gewählten Formen einen angemessenen und der Bestimmung des Gebäudes entsprechenden Eindruck gewähren wird. Solche hier herrschende Einfachheit im Äußeren ist jedoch geeignet, auf eine angemessene Weise durch Ausstattung in bildender Kunst gehoben zu werden.“ Im Giebelfeld die vier Fakultäten darin darzustellen, findet er für sehr geeignet.

„von Bandel ist der Meinung, daß es passender sei, die Fakultäten in weiblichen Figuren darzustellen und über sitzende nicht hinauszugehen, während in der Österlen'schen Skizze zwei liegende Figuren angenommen sind. Der Bandel'sche Entwurf stellt in der Mittelfigur den Genius der Wissenschaften dar, der die vier Fakultäten näher vortreten läßt, und in den Ecken befinden sich allegorische Bilder, das Rätselhafte, Geheimnisvolle und Unermeßliche andeutend durch den Sphinx und eine verschleierte Gestalt am Quell gestützt. ... Meiner geringen Ansicht ist nach dem v. Bandel'schen Entwürfe das Basrelief vortrefflich komponiert, in einem echt griechischen Style gehalten, der mit der Architektur harmoniert, und ich glaube es nicht unterlassen zu dürfen ... die Ausführung ebenso angelegentlich wie

dringend zu empfehlen; schwebt mir gleich doch fortwährend noch der Wunsch vor“ — hier scheint Hagemann das Gewissen wegen des wider- ratenen Portikus doch zu schlagen! — „daß die Mittel es möchten ge- statten können, auch die Architektur im Äußeren reicher auszustatten.“

Dieser Bericht wird ergänzt durch ein zweites Schreiben Hagemanns vom 29. Februar 1836 an den Senat: „Professor Österlen hatte früher die Gefälligkeit gehabt, mir die Skizze zu einem Basrelief für das Tympanon mitzuteilen und darüber Rücksprache mit dem Herrn Bildhauer v. Bandel zu nehmen. Der letztere ist hiernächst auf solche Rücksprache von mir ver- anlaßt, auch seine Idee durch Zeichnung und vorläufiges Modell an die Hand zu geben. Das ist geschehen. Die vorgedachte Skizze und Zeichnung habe ich sodann . . . dem hohen Kuratorio vorgelegt, auf Genehmigung des v. Bandel'schen Entwurfes angetragen, und zu meiner großen Freude ist selbige am 25. vorigen Monats erfolgt. Auf das Zuversprechendste hat Herr v. Bandel sich einverstanden damit erklärt, seine Zeichnung einer wei- teren Beurteilung — durch den Senat — unterwerfen zu lassen.“ Er be- rechne die Zeit für die Ausführung auf sieben Monate. Das Honorar von 2800 Talern, das er fordere, sei bescheiden.

Am 6. März 1836 schlägt dann Dahlmann vor, zur Beurteilung des v. Bandel'schen Entwurfes eine besondere Kommission zu wählen, bestehend aus dem Vertreter der Kunstphilosophie Wendt, aus Otfried Müller und Öster- len; dem letzteren „auch in Absicht der inneren Dekoration der Wände oder sonstigen Ausstattung des Gebäudes.“ — Eine Zeichnung des Giebelfeldes, wie es dann wirklich ausgeführt worden ist, gibt in Verkleinerung Österlen a. a. O. (III) zu Seite 76. Darnach unsre Vignette auf Seite 42. Größer und deutlicher ist das in dem Aktenfaszikel des Staatsarchivs Hannover einge- heftete Blatt „zum Berichte vom 11. Juni 1836: Skizze, wonach auf vor- angegangener Einigung mit der Kommission aus dem akademischen Senate zu Göttingen das Modell angefertigt ist.“ Links als Signatur: J. Ernst v. Bandel aus Ansbach inv. 1836.

150) v. Bandel war auf Verwendung des mit ihm von Rom her be- freundeten Architekten Ebeling 1834 nach Hannover berufen worden. Im Leineschloß schuf er damals als Reliefs: Apollo und die Musen (Segment- bogenfeld im Tanzsaal) und die zwölf Tondi mit Szenen aus der Geschichte Jesu in der Hofkirche. Vgl. Herm. Schmidt, Ernst von Bandel, ein deut- scher Mann und Künstler, Hannover 1925, Seite 28 ff.

151) In der Missive, durch welche Dahlmann das Gutachten der Kom- mission den Mitgliedern des Senates am 15. März 1836 mitteilte.

152) Hagemann berichtet darüber am 8. April an Lüpke: „Ich habe kein Bedenken tragen können, die Kritik (des Senates) Herrn v. Bandel mitzuteilen, und derselbe hat einige Marginalien als flüchtige Antikritik dazugemacht, zugleich aber eine zweite Skizze, den Ansichten des Senates mehr oder weniger angeeignet, verfertigt. Die erste Idee ist die vorzüg- lichere . . .“

153) Die Verständigung fand statt am 16. April 1836. Anwesend waren von den Göttingern: Dahlmann als Prorektor, O. Müller, Wendt, Österlen. Hagemann berichtet am 11. Juni dem Kuratorium: „Nach längerer

Debatte erfolgte die Einigung gewünschtermaßen, von jeder Seite war tunlichst nachgegeben, und obwohl v. Bandel noch andre Skizzen vorlegte, so wurde doch die erste im Wesentlichen als die geeignetste zum Beibehalt empfohlen. Was die Inschrift anlangt, so hat selbige der Hofrat Müller bei meiner Anwesenheit in Göttingen in Gegenwart der übrigen Kommissionsmitglieder aufgeschrieben.“

154) In dem oben angeführten Schreiben vom 8. April 1836.

155) Laut einem Pro Memoria Praël's vom 8. März 1839.

156) Die Bismarckbüste nach R. Begas, gestiftet von den Lehrern und Studierenden der Georgia Augusta 1898, welche bisher in der Mitte des rechten Seitenschiffes des Aulaaales in einer mit brauner Sammtdraperie ausgekleideten Fensternische gestanden hatte, und die Hindenburgherme Ludwig Habich's (Stuttgart), gestiftet von Mitgliedern des Akademischen Lehrkörpers und enthüllt in Gegenwart des Generalfeldmarschalls selbst als Ehrenbürgers unserer Universität am 6. Juli 1921.

157) In den Akten findet sich — ohne Datum — die Notiz: „In der Rede zur Übergabe des Univ.-Gebäudes könnte für den Fall der Anwesenheit S. M. des Königs von Bayern hinter die Schlußworte des dritten Absatzes eingeschaltet werden: ...“

158) Vgl. die von dem damaligen Prorektor Bergmann herausgegebene kurze Denkschrift „Der Denkstein in der Grundmauer des neuen Universitätsgebäudes (Aula) zu Göttingen (1835), Seite 11.“

159) Vgl. zum Folgenden: König Ernst August von Hannover, eine historisch-politische Skizze von Hanno Veranus (Pseudonym für den Mediziner A. Pfannkuche) in dem gleichnamigen Buche, das in deutscher Übersetzung die anekdotenhaften Erinnerungen des englischen kgl. Hauskaplans Rev. C. R. Wilkinson enthält. 2. Ausgabe 1904. — Am wichtigsten Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. IV. Teil 9. Abschnitt S. 643 ff. Von der Gegenseite: Friedr. Thimme, Zur Geschichte der Göttinger Sieben, in Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen Jahrg. 1899, S. 266—293.

160) Noch am 27. August 1837 schrieb O. Müller an Böckh von der damals nahe bevorstehenden Säkularfeier: „Unsre Majestät wird nach offizieller Mitteilung nicht dabei sein.“ (Briefwechsel S. 399).

161) Vgl. die ausführliche Göttinger Festschrift: Die Säkularfeier der Georgia Augusta im September 1837. Vandenhoeck u. Ruprecht 1838, Seite 86.

162) Briefwechsel zwischen Aug. Böckh und Otfried Müller, S. 402/03 Brief vom 19. Dez. 1837: „... ich habe selten einen schöneren Tag erlebt als den in Witzenhausen.“ (Abschied von den Verbannten).

163) Abgedruckt bei Thimme a. a. O. S. 277 ff.; ebenda die Antwort des Grafen Münster S. 288 ff.

164) In dem oben Anm. 162 zitierten Briefe O. Müller's an Böckh.

165) Brief O. Müller's an seine Eltern vom 7. Januar 1838, bei O. Kern S. 247.

166) Ebenfalls aus O. Müller's Briefen an seine Eltern, ungekürzt bei O. Kern a. a. O.

167) Vgl. ebenda: Brief an die Eltern vom 5. Nov. 37, als Alexander von Humboldt ihn nach Berlin ziehen möchte: „Ich bin nun aber ein für allemal entschlossen Göttingen treu zu bleiben, wenn es sich selbst treu bleibt, d. h. seine Regierung ihren bisherigen Grundsätzen treu bleibt.“ Und vom 6. März 1838: „... Von Berlin aus haben Boeckh und v. Humboldt sich erboten, meine Berufung von neuem in Gang zu bringen ..., aber ich kann die Hoffnung auf die Georgia Augusta noch nicht aufgeben ... Eine Offerte an die Akademie in Petersburg nähme ich gerne an, wenn Petersburg in Deutschland läge.“

168) Lücke a. a. O. S. 38.

169) Ebenda und besonders seine lateinische Festrede zum Jubiläum 1837, in der er die hundert Jahre Göttinger Universitätsgeschichte in vier eindrucksvolle Perioden mit ihren charakteristischen Vertretern gliedert.

170) O. Müller nennt in eben dieser Rede — wie auch in der Grundsteinakte — die Aula baugeschichtlich zutreffend, nämlich an die öffentlichen Hallenbauten der paganen Antike erinnernd, stets »basilica«. So: »*ampla haec et decora basilica ... ipsiusque loci splendor animos erigere et magnam earum rerum expectationem facere videtur, quibus tam sumptuoso apparatu opus fuerit.*«

171) Das romanische Universitätsgebäude Sr. Gärtners in München hat erst durch den genialen Erweiterungsbau G. Bestelmeyers mit seinem großartigen Treppenhaus einen sublimen Charakter bekommen, also erst durch den in diesem Zuwachs aufs stärkste enthaltenen spätantiken (byzantinischen) Einschlag.

172) Vgl. Die Bau- und Kunstdenkmäler im Reg.-Bezirk Cassel. Bd. VI, 1. Stadt Cassel, 1923 (A. Holtmeyer) S. 315 ff.

173) Vgl. jetzt zusammenfassend über ihn Otto Kern in der Allg. Deutsch. Biographie, Nachtrag.

174) Reden und Vorträge von U. von Wilamowitz-Möllendorf. 3. Aufl. 1913, S. 98 ff.

175) In extenso als Motto sehr treffend vorausgeschickt von H. Schmitz seinem oben genannten Buch über Berliner Baumeister des 18. Jhs.

176) Vgl. die oben schon zitierte Göttinger Festschrift über die Säcularfeier der Georgia Augusta im September 1837, S. 23: „Der Hofrat Thiersch aus München, ehemals ein Mitbürger, diesmal ein sehr willkommener und freudig begrüßter Gast unsrer Universität, dessen Begeisterung für deutsche Gelehrsamkeit und Bildung und die Gemüter gewinnende Beredsamkeit unser Fest auf mannigfache Weise verschönert hat, vereinigte die gegenwärtigen Philologen und Pädagogen, Lehrer von Universitäten und Gymnasien zu mehreren Zusammenkünften, insbesondere im Hause des Schuldirektors Ranke. ... Es war ein doppelter Gewinn für die Versammlung der Stifter dieses Vereins, daß sie das Glück hatte, Alexander von Humboldt in ihrer Mitte zu sehen. Der umfichtige Blick des großen Gelehrten

in allen Fächern des menschlichen Wissens und seine reiche Erfahrung in den Verhältnissen der gelehrten Welt zu den herrschenden Gewalten, die er den versammelten Mitgliedern des Vereins mit wohlwollender Bereitwilligkeit zu Gute kommen ließ, stärkte bei allen das Vertrauen zu der unternommenen Sache."

Der Festbericht schließt mit einem unmittelbar daran anschließenden Wunsch im besten Göttinger Sinn, den zu wiederholen gerade heute keineswegs überflüssig ist: „Möge das unter so glückverheißenden Auspizien begonnene Unternehmen dahinwirken, die Humanitätsstudien in Deutschland von allen Hemmungen und Störungen zu befreien, welche die wissenschaftliche und praktische Behandlung derselben beeinträchtigen, und über deren Wert, Zweck und rechte Methode eine allgemeine Überzeugung herbeiführen, welche zur festen Sitte auf Schulen und Universitäten ausgebildet diesen Studien eine neue Blüte und den fruchtbarsten Einfluß auf die Bildung unsrer Zeit sichern würde!“ — Vgl. auch Friedrich Thiersch's Leben II, S. 402, 503 und den Brief Thiersch's an Gottfried Hermann vom 21. Oktober 1837 ebenda S. 466 ff.

177) Vgl. H. Schmidt, Ernst v. Bandel, S. 28. — Dazu jetzt P. Kühn im Allgem. Künstlerlexikon II (1908), S. 436 ff. und H. Kiewning, Bandels erstes Projekt zum Hermannsdenkmal und der Schinkelsche Entwurf, in Mitteilungen aus der Lippischen Geschichte und Landeskunde VII, 1926, S. 1 ff.

Nachtrag

besonders zu den Anmerkungen 119—129.

Eine kurze Dienstreise nach Berlin gab mir soeben noch Gelegenheit zu den oben angeführten Beispielen der Vorbildlichkeit Schinkelscher Architektur für unsere Göttinger Aula noch einige weitere zu sammeln. Es war mir zwar nicht möglich, in dem noch nicht ganz fertigen und der Öffentlichkeit noch nicht übergebenem schönen neuen Rauch-Schinkel-Museum die in den Schränken geborgenen vielen und großen Mappen der Zeichnungen und Entwürfe Schinkels durchzusehen. Aber einer Anzahl anderer Mappen entnehme ich folgende Belege: Entwurf zu einem Erweiterungsbau des Prinzenpalais (späteres Kronprinzenpalais) von 1809 mit 12 korinthischen kanellierten Pilastern an der Front. — Entwurf für ein Denkmal Friedrichs des Großen auf dem Mühlberg bei Potsdam: die dorischen Säulen der langen Zugangs-Kolonnaden haben sämtlich den glatten Fußreif. — Auf einigen Blättern einer mir hier nicht erreichbaren Publikation „Zimmerdekorationen von Schinkel“, auf Stein gezeichnet von Schütze: Blatt 1, Türe mit der bei Schinkel vielfach vorkommenden und in Göttingen wieder von ihm übernommenen Einteilung von je 5 rechteckigen, zwischen Querformat (klein) und Quadrat (groß) regelmäßig abwechselnden Füllungsfeldern. Blatt 3: große Wandfelder, gerahmt durch Mäander-Fries wie in unserm Sozietätszimmer. Ebenda ein ofenartiges Postament (in einer Nische) oben mit Palmetten-Fries wie bei dem Ofen desselben Göttingers Zimmers.

An den in Berlin ausgeführten Bauten Schinkels wurde ich außerdem auf einige in den publizierten Entwürfen 3. T. nicht angegebene, 3. T. mir entgangene Einzelheiten aufmerksam. So an der Schloßwache: die dorischen Säulen haben wieder den glatten Fußreif; an der Tönne des Architravs laufen die guttae, abweichend von der Antike, aber wie auch am Portikus von Charlottenhof (Entwürfe nr. 112) und wie in unserem großen Aulasaal ununterbrochen fort (Entwürfe Heft I, nr. 2 u. 4). Diese dekorativ spielerische Weiterentwicklung des antiken Motivs wendet Schinkel aber ganz folgerichtig nur bei leichterem architektonischem Gefüge an; niemals, wenn über dem Architrav ein richtiger Metopentriglyphenfries folgt. — Am Leipziger Platz haben die dorischen Säulen des südlichen Torhäuschens nach vorne heraus, wo sie in die oberste der drei Aufgangsstufen einschneiden, wieder den glatten Fußreif, diejenigen des nördlichen Gegenüber, entgegen der Publikation (Entwürfe VIII, 6), aber nicht. — Im Prinz Karl-Palais am Wilhelmsplatz ist der obere Teil des Treppenhauses mit kanelierten jonischen Wandpilastern gegliedert, deren „Sopha“kapitelle wieder vom Didymaion bei Milet entnommen sind (Entwürfe nr. 172), ganz ebenso wie bei den großen Pfeilern im Entwurf der Zittauer Kirche (nr. 163). Nur sitzt hier in der Mitte der Rankenfüllung stets ein zierlicher Mädchenkopf; zum Göttinger Eulchen an dieser Stelle vgl. oben Anm. 129, S. 60. — Der Singeschwan mit fein zur Seite gebogenem Hals kehrt ornamental verwendet in der Singakademie des öfteren wieder; so schon außen in der Rankenfüllung der Türfelder an den Eingängen. Das Vorbild für Göttingen ist wieder ganz evident. — Die in Göttingen (Sozietätszimmer) mehrfach verwendete antithetische Greifengruppe ist über denselben Eingängen der Singakademie dreimal verwendet (im Entwurf nur einmal).
